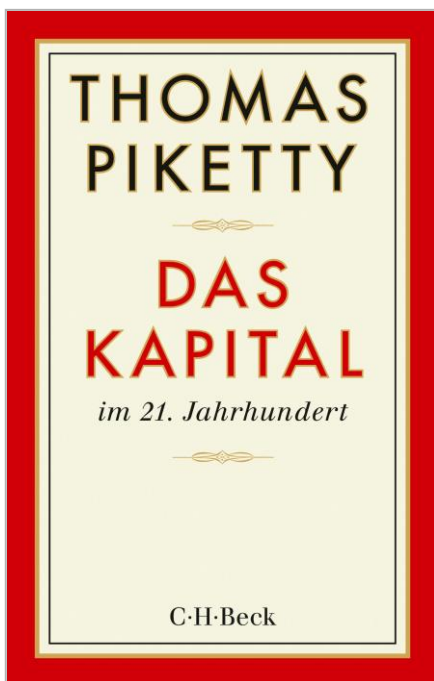


Unverkäufliche Leseprobe



Thomas Piketty
Das Kapital im 21. Jahrhundert

816 Seiten mit 97 Grafiken und 18 Tabellen.
Broschiert
ISBN 978-3-406-68865-2

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/15999336>

EINLEITUNG

Die Verteilung der Vermögen ist heutzutage eine der interessantesten und meistdiskutierten Fragen. Aber was weiß man wirklich über ihre langfristige Entwicklung? Führt die Dynamik der privaten Kapitalakkumulation zwangsläufig zu einer immer stärkeren Konzentration von Reichtum und Macht in den Händen weniger, wie Marx im 19. Jahrhundert angenommen hat? Oder führen die ausgleichenden Kräfte von Wachstum, Wettbewerb und technologischem Fortschritt von selbst zu einer Verringerung der Ungleichheit und einer harmonischen Stabilisierung in den fortgeschrittenen Entwicklungsphasen, wie Simon Kuznets im 20. Jahrhundert glaubte? Was weiß man wirklich darüber, wie sich die Verteilung von Einkommen und Vermögen seit dem 18. Jahrhundert entwickelte, und welche Lehren lassen sich für das 21. Jahrhundert daraus ziehen?

Diese Fragen versuche ich in diesem Buch zu beantworten. Gleich zu Beginn sei gesagt: Die hier vorgelegten Antworten sind unvollständig. Aber sie basieren auf historischen und komparativen Daten, die umfangreicher sind als die in allen früheren Arbeiten verwendeten; sie beziehen sich auf drei Jahrhunderte und mehr als 20 Länder und sind in einen neuen theoretischen Rahmen eingebettet, der die entscheidenden Tendenzen und Mechanismen verständlicher macht. Durch die Fortschritte und die Ausbreitung des Wissens konnte die marxistische apokalyptische Vision zwar vermieden werden, aber dadurch hat sich an den Tiefenstrukturen des Kapitals und den Ungleichheiten nichts geändert – jedenfalls nicht in dem Maße, wie man es sich in den optimistischen Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg vorstellen konnte. Wenn die Kapitalrendite dauerhaft höher ist als die Wachstumsrate von Produktion und Einkommen, was bis zum 19. Jahrhundert der Fall war und im 21. Jahrhundert wieder zur Regel

zu werden droht, erzeugt der Kapitalismus automatisch inakzeptable und willkürliche Ungleichheiten, die das Leistungsprinzip, auf dem unsere demokratischen Gesellschaften basieren, radikal infragestellen. Es gibt jedoch Mittel und Wege, mit denen die Demokratie zum Wohl der Allgemeinheit die Kontrolle über den Kapitalismus und die Privatinteressen wiedererlangen kann, ohne protektionistischen und nationalistischen Tendenzen Vorschub zu leisten. Dieses Buch möchte dazu einige Vorschläge machen, wobei es sich auf die Lehren aus den historischen Erfahrungen stützt, deren Darstellung den Hauptteil des Werkes bildet.

Eine Debatte ohne Quellen?

Lange Zeit speisten sich die intellektuellen und politischen Diskussionen über die Verteilung der Vermögen aus vielen Vorurteilen und sehr wenigen Fakten.

Es wäre falsch, die Bedeutung der intuitiven Annahmen zu unterschätzen, die jeder in Bezug auf die Einkommen und Vermögen seiner Zeit entwickelt, ohne über einen theoretischen Rahmen und repräsentative Statistiken zu verfügen. Wir werden z. B. sehen, dass Film und Literatur, insbesondere der Roman des 19. Jahrhunderts, eine Fülle von sehr genauen Informationen über den Lebensstandard und die Vermögensverhältnisse der verschiedenen sozialen Gruppen und vor allem über die Tiefenstruktur der Ungleichheit, ihre Rechtfertigungen und ihre Auswirkungen auf das Leben eines jeden enthalten. Vor allem die Romane von Jane Austen und Honoré de Balzac schildern auf eindrucksvolle Weise die Verteilung der Vermögen in Großbritannien und in Frankreich in der Zeit von 1790 bis 1830. Die beiden Romanschriftsteller kennen sich in der ihre Gesellschaft prägenden Vermögenshierarchie sehr gut aus. Sie spüren ihren verborgenen Grenzen nach und wissen um die unerbittlichen Folgen für das Leben dieser Männer und Frauen, um ihre Bündnisstrategien, ihre Hoffnungen und ihr Unglück. Sie beschreiben die Auswirkungen mit einer Wahrhaftigkeit und Eindringlichkeit, die keine Statistik und keine wissenschaftliche Analyse zu bieten vermag.

Die Verteilungsfrage ist zu wichtig, um sie allein den Ökonomen, Soziologen, Historikern und Philosophen zu überlassen. Sie interes-

siert jedermann, und das ist gut so. Die konkrete Realität der Ungleichheit ist für all jene unmittelbar erfahrbar, die von ihr betroffen sind, und ruft naturgemäß dezidierte und gegensätzliche politische Urteile hervor. Ob Bauer oder Adliger, Arbeiter oder Industrieller, Kellner oder Bankier: Jeder erhält von seiner Warte aus Einblicke in die Lebensbedingungen bestimmter Menschen, in die Macht- und Herrschaftsverhältnisse zwischen sozialen Gruppen und bildet sich seine eigene Vorstellung von dem, was gerecht und was ungerecht ist. Die Frage der Verteilung der Vermögen wird immer diese sehr subjektiv-psychologische, durch und durch politische und konfliktrträgliche Dimension haben, die keine noch so wissenschaftliche Analyse aufheben kann. Glücklicherweise wird die Demokratie niemals durch die Expertenrepublik ersetzt werden.

Dennoch sollte die Verteilungsfrage auch systematisch untersucht werden. Ohne Quellen, Methoden und genau definierte Begriffe kann man alles oder auch das Gegenteil behaupten. Manche glauben, die Ungleichheit nehme ständig zu und die Welt werde immer ungerechter. Für andere nimmt die Ungleichheit naturgemäß ab oder gleicht sich von selbst aus; ihrer Ansicht nach darf vor allem nichts unternommen werden, das dieses schöne Gleichgewicht stören könnte. Vor dem Hintergrund dieses Dialogs von Tauben, in dem jedes Lager seine eigene intellektuelle Trägheit gern mit der des gegnerischen Lagers rechtfertigt, ist eine systematische Erforschung des Sachverhalts gefragt – auch wenn diese nie rein wissenschaftlich wird sein können. Die wissenschaftliche Analyse wird die heftigen politischen Konflikte, die sich an der Frage der Ungleichheit entzünden, niemals beenden. Die sozialwissenschaftliche Untersuchung ist und wird immer unzureichend sein; sie hat nicht den Ehrgeiz, Ökonomie, Soziologie und Geschichte in exakte Wissenschaften zu verwandeln. Aber indem sie geduldig Fakten und wiederkehrende Abläufe ermittelt und die ausschlaggebenden ökonomischen, sozialen und politischen Mechanismen unvoreingenommen analysiert, kann sie dafür sorgen, dass die demokratische Diskussion kenntnisreicher geführt wird und sich auf die richtigen Fragen konzentriert. Sie kann dazu beitragen, den Inhalt der Debatte immer wieder neu zu bestimmen, die Gewissheiten ins Wanken zu bringen, die Hochstapeleien aufzudecken und alles immer wieder zu bezweifeln und infrage zu stellen. Das ist meiner Ansicht nach die Rolle, die die Intellektuellen, darunter die Sozialwissen-

schaftler, spielen sollten. Sie sind Bürger wie alle anderen, haben aber mehr Zeit, um sich dem Studium dieser Fragen zu widmen (und werden dafür auch noch bezahlt – ein beachtliches Privileg).

Festzuhalten ist, dass die wissenschaftlichen Untersuchungen zur Vermögensverteilung lange Zeit auf relativ wenigen gesicherten Fakten und auf vielen rein theoretischen Spekulationen basierten. Bevor ich die Quellen, auf die ich mich gestützt habe und die ich in diesem Buch zusammengetragen habe, genauer darlege, ist es angebracht, kurz die Geschichte der zu diesen Fragen angestellten Überlegungen darzustellen.

Malthus, Young und die Französische Revolution

Als am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts in Großbritannien und in Frankreich die klassische politische Ökonomie entsteht, liegt der Fokus aller Analysen bereits auf der Verteilungsfrage. Es ist für jedermann sichtbar, dass radikale Veränderungen begonnen haben, insbesondere ein anhaltendes – in dieser Höhe bis dahin unbekanntes – Bevölkerungswachstum, die Anfänge der Landflucht und die Industrielle Revolution. Wie werden sich diese Umwälzungen auf die Verteilung des Reichtums, die Gesellschaftsstruktur und das politische Gleichgewicht der europäischen Gesellschaften auswirken?

Für Thomas Malthus, der 1798 seine *Abhandlung über das Bevölkerungsgesetz* veröffentlicht, steht zweifelsfrei fest: Die Überbevölkerung stellt die Hauptbedrohung dar.¹ Seine Quellen sind dürftig, aber er versucht, sie so gut wie irgend möglich auszuwerten. Er ist insbesondere durch die Reiseberichte Arthur Youngs beeinflusst, eines englischen Agronomen, der 1787/88, also kurz vor der Französischen Revolution, das Königreich Frankreich von Calais über die Bretagne und die Franche-Comté bis zu den Pyrenäen bereiste und von dem Elend auf dem Land berichtete.

In dieser fesselnden Schilderung ist keineswegs alles falsch. Damals ist Frankreich das bei weitem bevölkerungsreichste Land Europas und damit ein idealer Untersuchungsgegenstand. Um 1700 zählte das

¹ Thomas Malthus (1766–1834) ist ein englischer Ökonom, der neben Adam Smith (1723–1790) und David Ricardo (1772–1823) als einer der einflussreichsten Vertreter der «klassischen» Schule gilt.

Königreich Frankreich bereits mehr als 20 Millionen Einwohner, während das Vereinigte Königreich auf kaum mehr als 8 Millionen (und England etwa auf 5 Millionen) kam. In Frankreich war die Bevölkerung im ganzen 18. Jahrhundert, vom Ende der Herrschaft Ludwigs XIV. bis zu der von Ludwig XVI., stetig gewachsen, so dass die französische Bevölkerung in den 1780er Jahren nahezu 30 Millionen beträgt. Alles deutet darauf hin, dass diese demografische Dynamik, die es in den vorausgegangenen Jahrhunderten so nicht gegeben hatte, in diesen Jahrzehnten zu der Stagnation der Löhne in der Landwirtschaft und zu dem Anstieg der Bodenrente geführt hat, die zur explosiven Lage im Jahr 1789 beigetragen haben. Ohne darin die alleinige Ursache für die Französische Revolution zu sehen, kann man davon ausgehen, dass diese Entwicklung die Unbeliebtheit des Adels und des bestehenden politischen Systems nur vergrößern konnte.

Der von Young 1792 veröffentlichte Bericht enthält allerdings auch nationalistische Vorurteile und grobe Vergleiche. Unser großer Agonom ist höchst unzufrieden mit den Herbergen, in denen er abstieg, sowie mit der Kleidung und dem Benehmen der Bediensteten, die ihm Essen brachten, das er angewidert beschreibt. Aus seinen häufig belanglosen und anekdotenhaften Beobachtungen und Beschreibungen möchte er Konsequenzen für die Weltgeschichte ableiten. Ihn beunruhigen vor allem die politischen Exzesse, zu denen das Elend der Massen führen könnte. Young ist überzeugt, dass allein das politische System Großbritanniens mit getrennten Kammern für den Adel und den dritten Stand und einem Vetorecht für den Adel eine harmonische und friedliche Entwicklung gewährleisten kann, die von verantwortungsbewussten Menschen getragen wird. Für ihn ist Frankreich dem Untergang geweiht, als es 1789/90 zulässt, dass beide Stände im selben Parlament tagen. Es ist nicht übertrieben zu sagen, dass sein gesamter Bericht von seiner Furcht vor der Revolution bestimmt wird. Wenn man über die Verteilung des Reichtums spricht, ist die Politik nie sehr fern, und man kann sich oft nur schwer den Vorurteilen und Klasseninteressen seiner Zeit entziehen.

Als Pfarrer Malthus 1798 seine berühmte *Abhandlung* veröffentlicht, sind seine Schlussfolgerungen noch radikaler als die Youngs. Wie sein Landsmann ist auch er in höchstem Maße beunruhigt über die politischen Nachrichten aus Frankreich, und um sicherzugehen, dass derartige Exzesse eines Tages nicht auf das Vereinigte Königreich

übergreifen, möchte er alle Unterstützungsmaßnahmen für die Armen abgeschafft und die Geburtenrate dieser Menschen streng kontrolliert sehen, andernfalls werde die ganze Welt in Überbevölkerung, Chaos und Elend untergehen. Die – überzogene – Schwarzmalerei der Prognosen von Malthus ist nur zu begreifen, wenn man sich klar macht, welche Angst in einem Gutteil der europäischen Eliten in den 1790er Jahren herrscht.

Ricardo: Das Knappheitsprinzip

Rückblickend ist es leicht, sich über diese Schwarzseher lustig zu machen. Man muss jedoch zur Kenntnis nehmen, dass die ökonomischen und sozialen Veränderungen am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts objektiv beeindruckend, ja traumatisierend waren. Die meisten Beobachter der damaligen Zeit – nicht nur Young und Malthus – hatten düstere, wenn nicht gar apokalyptische Vorstellungen von der langfristigen Entwicklung der Vermögensverteilung und der Gesellschaftsstruktur. Das gilt insbesondere für David Ricardo und Karl Marx, die zweifellos die zwei einflussreichsten Ökonomen des 19. Jahrhunderts waren und davon ausgingen, dass sich eine kleine soziale Gruppe – die Grundbesitzer bei Ricardo, die Industriekapitalisten bei Marx – zwangsläufig einen ständig wachsenden Teil der Produktion und des Einkommens aneignen würden.¹

Ricardo, der 1817 sein Werk *Über die Grundsätze der Politischen Ökonomie und der Besteuerung* veröffentlicht, richtet das Hauptaugenmerk auf die langfristige Entwicklung des Bodenpreises und der Höhe der Bodenrente. Ebenso wie Malthus verfügt er praktisch über keine statistische Quelle, die dieses Namens würdig wäre. Trotzdem kennt er den Kapitalismus seiner Zeit sehr gut. Er stammt aus einer Familie von jüdischen Finanzleuten portugiesischer Herkunft und scheint weniger politische Vorurteile zu haben als Malthus, Young oder Smith. Er ist zwar vom Malthusschen Modell beeinflusst, denkt aber weit darüber hinaus. Ihn interessiert vor allem das folgende logische

¹ Es gibt eine liberale Schule, die mehr von Optimismus getragen ist: So stellt sich Adam Smith nicht die Frage eines möglichen langfristigen Auseinanderdriftens der Vermögensverteilung. Gleiches gilt für Jean-Baptiste Say (1767–1832), der ebenfalls an eine natürliche Harmonie glaubt.

Paradox: Wenn die Bevölkerung und die Produktion dauerhaft wachsen, wird der Boden im Verhältnis zu den anderen Gütern knapper. Das Gesetz von Angebot und Nachfrage müsste folglich zu einer anhaltenden Erhöhung des Bodenpreises und des an die Grundbesitzer gezahlten Pachtzinses führen. Letztere werden somit einen immer größeren Teil des Nationaleinkommens und der Rest der Bevölkerung einen immer kleineren Teil erhalten, was das soziale Gleichgewicht zerstören würde. Für Ricardo besteht die einzige logisch und politisch befriedigende Lösung in einer immer höheren Besteuerung der Bodenrente.

Wir werden sehen, dass sich diese düstere Vorhersage nicht bewahrheitet hat: Die Bodenrente ist zwar lange Zeit hoch geblieben, aber letztlich ist der Wert der landwirtschaftlichen Nutzflächen im Verhältnis zu den anderen Vermögensformen in dem Maße gesunken, in dem der Anteil der Landwirtschaft am Nationaleinkommen zurückging. Ricardo, der in den 1810er Jahren schrieb, konnte nicht ahnen, welches Ausmaß der technische Fortschritt und das Industriewachstum im Laufe des Jahrhunderts annehmen würden. Wie Malthus und Young war auch er nicht in der Lage sich vorzustellen, dass die Menschen sich einst von dem Mangel an Nahrungsmitteln und den Unwägbarkeiten der Landwirtschaft würden befreien können.

Dennoch ist seine Annahme in Bezug auf den Bodenpreis nicht uninteressant: Das «Knappheitsprinzip», von dem er ausgeht, kann dazu führen, dass manche Preise während vieler Jahrzehnte exorbitant hoch sind, was sich auf ganze Gesellschaften destabilisierend auswirken kann. Das Preissystem spielt eine unersetzliche Rolle bei der Koordinierung der Handlungen von Millionen – ja Milliarden von Menschen im Rahmen der neuen Weltwirtschaft. Das Problem ist, dass es weder Grenzen noch Moral kennt.

Es wäre falsch, die Bedeutung dieses Prinzips für die Analyse der weltweiten Verteilung der Vermögen im 21. Jahrhundert zu verkennen – man braucht nur im Modell Ricardos den Preis der Agrarflächen durch die Immobilienpreise in den Metropolen oder durch den Ölpreis zu ersetzen. Wenn man die in den Jahren 1970 bis 2010 beobachtete Tendenz für die Zeit von 2010 bis 2050 oder von 2010 bis 2100 fortschreibt, ergeben sich beträchtliche ökonomische, soziale und politische Ungleichgewichte sowohl zwischen den Ländern als auch innerhalb der Länder, die durchaus an Ricardos apokalyptische Vision denken lassen.

Es gibt im Prinzip einen sehr einfachen ökonomischen Mechanismus, der für ein Gleichgewicht sorgt: das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Wenn ein Gut knapp und sein Preis zu hoch ist, muss die Nachfrage nach diesem Gut sinken, wodurch sich die Lage wieder entspannt. Anders gesagt: Wenn die Immobilienpreise und der Ölpreis steigen, genügt es, sich auf dem Land niederzulassen oder das Fahrrad zu nehmen (oder beides gleichzeitig). Aber abgesehen davon, dass dies ein wenig unangenehm und kompliziert sein dürfte, kann eine solche Anpassung einige Jahrzehnte dauern, in denen die Eigentümer von Immobilien und Öl so beträchtliche Forderungen gegenüber der restlichen Bevölkerung anhäufen können, dass ihnen schließlich dauerhaft alles gehört, einschließlich der Dörfer und Fahrräder.¹ Wie immer, muss das Schlimmste nicht eintreten. Es ist verfrüht, dem Leser anzukündigen, dass er seine Miete im Jahr 2050 an den Emir von Katar zahlen muss: Diese Frage wird zu ihrer Zeit zu untersuchen sein, und die Antwort, die wir darauf geben werden, wird differenzierter, wenn auch nur mäßig beruhigend sein. Aber es muss einem schon jetzt klar sein, dass das Gesetz von Angebot und Nachfrage eine solche Möglichkeit nicht ausschließt, nämlich ein erhebliches und dauerhaftes Auseinanderklaffen der Verteilung der Vermögen, bedingt durch extreme Ausschläge bestimmter relativer Preise. Das ist die wichtigste Botschaft des von Ricardo eingeführten Knappheitsprinzips. Wir müssen nicht würfeln.

Marx: Das Prinzip der unbegrenzten Akkumulation

Als Marx 1867 den ersten Band von *Das Kapital* veröffentlicht, also genau ein halbes Jahrhundert nach der Veröffentlichung der *Grundsätze* von Ricardo, haben sich die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse grundlegend gewandelt: Es geht nicht mehr um die Frage, ob die Landwirtschaft eine wachsende Bevölkerung ernähren können oder ob der Bodenpreis astronomische Höhen erreicht, sondern darum, die Dynamik eines sich voll entfaltenden Industriekapitalismus zu verstehen.

¹ Die andere Möglichkeit ist selbstredend die Erhöhung des Angebots durch die Entdeckung neuer Lagerstätten (oder neuer, möglichst sauberer Energiequellen) oder durch die Verdichtung des städtischen Wohnraums (z. B. durch den Bau immer höherer Wohntürme), was andere Probleme aufwirft. Auf jeden Fall kann das ebenfalls Jahrzehnte dauern.

Das auffälligste Merkmal der Zeit ist die elende Lage des Industrieproletariats. Trotz oder vielleicht wegen des Wirtschaftswachstums und der massenhaften Landflucht, die durch das Bevölkerungswachstum und die Steigerung der Produktivität in der Landwirtschaft verursacht wird, leben die Arbeiter zusammengepfercht in Elendsvierteln. Die Arbeitstage sind lang, die Löhne sehr niedrig. In den Städten entwickelt sich eine neue Not, die sichtbarer, schockierender und mitunter noch extremer ist als die Armut auf dem Land im Ancien Régime. *Germinal*, *Oliver Twist* oder *Die Elenden* sind nicht der Fantasie der Romanschriftsteller entsprungen, ebenso wenig wie die Gesetze, die die Kinderarbeit in den Fabriken unter acht Jahren (so in Frankreich 1841) sowie in den Bergwerken unter zehn Jahren (so im Vereinigten Königreich 1842) verbieten. Der *Tableau de l'état physique et moral des ouvriers employés dans les manufactures*, der 1840 in Frankreich von dem Arzt Villermé veröffentlicht wird und den Anstoß zu der zaghaften Gesetzgebung von 1841 gibt, beschreibt die gleiche erbarmungswürdige Realität wie das Werk *Die Lage der arbeitenden Klasse in England*, das Engels 1845 herausbringt.¹

Alle uns verfügbaren historischen Daten deuten darauf hin, dass die Kaufkraft der Löhne erst in der zweiten Hälfte – oder sogar erst im letzten Drittel – des 19. Jahrhunderts nennenswert steigt. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (1800–1860) stagnieren die Arbeiterlöhne auf einem sehr niedrigen Niveau – sie liegen ungefähr bei denen des 18. Jahrhunderts und der vorausgegangenen Jahrhunderte und in manchen Fällen noch darunter. Diese lange Phase stagnierender Löhne, die sowohl in Großbritannien als auch in Frankreich zu beobachten ist, ist umso bemerkenswerter, als es in dieser Zeit ein rasches Wirtschaftswachstum gibt. Der Anteil des Kapitals – Gewinne aus Industrieunternehmen, Bodenrente, Mieten in den Städten – am Nationaleinkommen steigt in den beiden Ländern in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark an, so weit sich das der unvollständigen Quellenlage entnehmen lässt.² Er wird in den letzten Dekaden des 19. Jahrhunderts leicht zu-

1 Friedrich Engels (1820–1895), der zu einem Freund und Mitarbeiter von Marx wird, hat in Bezug auf seinen Untersuchungsgegenstand direkte Erfahrungen gemacht: Er lässt sich 1842 in Manchester nieder, wo er eine seinem Vater gehörende Fabrik leitet.

2 Der Historiker Robert Allen hat kürzlich vorgeschlagen, diese lange Stagnation der Löhne «Engels-Pause» zu nennen. Siehe «Engels' Pause: a Pessimist's Guide to the British Industrial Revolution», Oxford University Department of Economic Working Papers 315,

rückgehen, da die Löhne teilweise nachziehen. Die von uns gesammelten Daten weisen jedoch darauf hin, dass vor dem Ersten Weltkrieg keine strukturelle Verringerung der Ungleichheiten stattfindet. In der Zeit von 1870 bis 1914 kommt es bestenfalls zu einer Stabilisierung auf einem sehr hohen Niveau; in mancherlei Hinsicht existiert sogar eine nach oben offene Spirale der Ungleichheit, wobei insbesondere die Vermögen eine immer stärkere Konzentration aufweisen. Es ist schwer zu sagen, wohin dieser Weg geführt hätte, wäre es nicht zu den ökonomischen und politischen Verwerfungen im Gefolge der Kriegsjahre 1914–1918 gekommen. In der historischen Analyse und mit dem zeitlichen Abstand, den wir heute haben, erscheinen sie als die einzigen Kräfte, die seit der Industriellen Revolution zur Verringerung der Ungleichheiten geführt haben.

Das Anwachsen des Kapitals und der Gewinne aus Industrieunternehmen im Vergleich zu den Arbeitseinkommen ist in den 1840er Jahren so offenkundig, dass es jedermann bewusst ist, auch wenn damals niemand über repräsentative nationale Statistiken verfügte. In diesem Kontext entwickeln sich die ersten kommunistischen und sozialistischen Bewegungen. Die zentrale Frage lautet schlicht: Wozu ist die Entwicklung der Industrie gut, wozu sind all diese technischen Neuerungen gut, all diese Arbeit, diese Wanderungsbewegungen, wenn nach einem halben Jahrhundert industriellen Wachstums die Lage der Massen noch genauso schlecht ist und man sich gezwungen sieht, für Kinder unter acht Jahren die Arbeit in den Fabriken zu verbieten? Das Versagen des bestehenden politischen und ökonomischen Systems scheint auf der Hand zu liegen, ebenso die Frage: Was kann man über die langfristigen Entwicklungsperspektiven eines solchen Systems sagen?

Dieser Aufgabe widmet sich Marx. 1848, am Vorabend des «Völkerfrühlings», hatte er das *Kommunistische Manifest* veröffentlicht, einen kurzen und wirksamen Text, der mit den berühmten Worten «Ein Gespenst geht um in Europa – das Gespenst des Kommunismus»¹ be-

2007. Siehe auch «Engels' Pause: Technical Change, Capital Accumulation, and Inequality in the British Industrial Revolution», *Explorations in Economic History* 46 (2009), S. 418–435.

1 Und dann heißt es weiter: «Alle Mächte des alten Europa haben sich zu einer heiligen Hetzjagd gegen dies Gespenst verbündet, der Papst und der Zar, Metternich und Guizot, französische Radikale und deutsche Polizisten.» Das literarische und polemische Talent von Karl Marx (1818–1883), des deutschen Philosophen und Ökonomen, erklärt zweifellos einen Teil seines gewaltigen Einflusses.

ginnt und mit der nicht weniger berühmten Vorhersage einer Revolution endet: «Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst hinweggezogen, worauf sie produziert und die Produkte sich aneignet. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.»

In den folgenden zwei Jahrzehnten wird Marx die umfassende Abhandlung verfassen, die diesen Schluss rechtfertigen und die wissenschaftliche Analyse des Kapitalismus und seines Zusammenbruchs begründen sollte. Dieses Werk wird unvollendet bleiben: Der erste Band von *Das Kapital* wird 1867 veröffentlicht, und Marx stirbt 1883, ohne die beiden folgenden Bände fertiggestellt zu haben. Sie werden nach seinem Tod von seinem Freund Engels veröffentlicht werden, der sich auf die von Marx hinterlassenen mitunter unklaren Manuskriptfragmente stützt.

Wie Ricardo möchte auch Marx die Analyse der inneren logischen Widersprüche des kapitalistischen Systems zur Grundlage seiner Arbeit machen. Er will sich so zugleich von den bürgerlichen Ökonomen (die im Markt ein sich selbst regulierendes System sehen, das von sich aus ohne große Verwerfungen immer wieder einen Gleichgewichtszustand herstellen kann, ähnlich der «unsichtbaren Hand» von Adam Smith und dem Sayschen Theorem, wonach «das Angebot sich seine Nachfrage schafft») und von den utopischen Sozialisten à la Proudhon abgrenzen, die sich seiner Ansicht nach damit begnügen, das Elend der Arbeiter anzuprangern, ohne die ökonomischen Prozesse wissenschaftlich zu untersuchen.¹ Marx geht von Ricardos Modell des Kapitalpreises und dem Knappheitsprinzip aus und versucht die besondere Dynamik des Kapitals besser zu verstehen. Dabei legt er eine Welt zugrunde, in der nicht das Bodenkapital, sondern das Industriekapital (Maschinen, Ausrüstungen usw.) vorherrschend ist, das potenziell unbegrenzt akkumuliert werden kann. Seine wichtigste Schlussfolgerung könnte man in der Tat das «Prinzip der unbegrenzten Akkumulation» nennen, das heißt, die zwangsläufige Tendenz des Kapitals, sich ohne natürliche Grenze zu akkumulieren und zu konzentrieren – daher Marxens apokalyptische Vision: Es kommt entweder zu einem tendenziellen Fall der Profitrate (was den Motor der Akkumulation

¹ Marx hatte 1847 das Buch *Das Elend der Philosophie* veröffentlicht, in dem er sich über das Buch *Die Philosophie des Elends* lustig macht, das einige Jahre zuvor von Proudhon herausgebracht worden war.

abwürgt und dazu führen kann, dass die Kapitalisten sich gegenseitig zerfleischen) oder zu einer unbegrenzten Zunahme des Anteils des Kapitals am Nationaleinkommen (was über kurz oder lang dazu führt, dass sich die Arbeiter vereinigen und aufbegehren). In all diesen Fällen ist kein stabiles sozio-ökonomisches oder politisches Gleichgewicht möglich.

Dieses düstere Schicksal hat sich ebenso wenig erfüllt wie das von Ricardo prognostizierte. Ab dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts sind die Löhne endlich gestiegen: Die Kaufkraft verbessert sich auf breiter Front, was zu einer radikalen Veränderung der Verhältnisse führt, auch wenn die Ungleichheit sehr groß bleibt und bis zum Ersten Weltkrieg in mancherlei Hinsicht noch weiter zunimmt. Die kommunistische Revolution hat zwar stattgefunden, dies aber im rückständigsten Land Europas, in dem die Industrielle Revolution noch in den Anfängen steckte (in Russland), während die fortgeschrittensten europäischen Länder andere, sozialdemokratische Wege beschritten, was für ihre Bevölkerungen ein Glücksfall war. So wie die vorausgegangenen Autoren hat auch Marx die Möglichkeit eines dauerhaften technischen Fortschritts und einer anhaltenden Produktivitätssteigerung völlig außer Acht gelassen. Wir werden sehen, dass diese Faktoren es – in einem gewissen Maße – ermöglichen, den Prozess der Akkumulation und zunehmenden Konzentration des Privatkapitals zu stabilisieren. Sicher fehlten Marx statistische Daten für die Verfeinerung seiner Prognosen. Hinzu kommt, dass er seine Schlussfolgerungen schon 1848 niedergeschrieben hatte, also vor Durchführung seiner Untersuchungen, die sie hätten rechtfertigen können. Marx schrieb in einer politisch aufgeheizten Atmosphäre, was mitunter zu übereilten Verkürzungen führte, aus denen man schwer wieder heraus findet – daher ist es unbedingt nötig, den theoretischen Diskurs mit möglichst vollständigen historischen Quellen zu verknüpfen, was Marx nicht in dem Umfang angestellt hat, wie es ihm möglich gewesen wäre.¹ Zudem hat sich Marx kaum die Frage gestellt, wie eine Gesellschaft, in der das private Kapitaleigentum völlig abgeschafft wäre,

¹ Wir werden in Kapitel 6 auf das Verhältnis Marxens zu Statistiken zurückkommen. Zusammenfassend sei gesagt: Marx versucht manchmal, die Statistiken seiner Zeit so gut wie irgend möglich auszuwerten (die seit der Zeit von Malthus und Ricardo einige Fortschritte gemacht haben), aber meistens verfährt er damit relativ oberflächlich, ohne einen klaren Zusammenhang mit seinen theoretischen Ausführungen herzustellen.

politisch und ökonomisch organisiert sein könnte – ein kompliziertes Problem, wie die dramatischen totalitären Improvisationen derjenigen Regime zeigen, die diesen Weg gegangen sind.

Wir werden allerdings sehen, dass die Marxsche Analyse trotz ihrer Grenzen in mehreren Punkten noch immer relevant ist. Zunächst geht Marx von einer echten Frage aus (einer unglaublichen Konzentration der Vermögen während der Industriellen Revolution) und versucht, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln darauf eine Antwort zu geben: eine Vorgehensweise, an der sich die heutigen Ökonomen ein Beispiel nehmen sollten. Das von Marx herausgearbeitete Prinzip der unbegrenzten Akkumulation enthält für die Analyse des 21. Jahrhunderts wie für die des 19. Jahrhunderts eine fundamentale Einsicht, die in gewisser Weise noch beunruhigender ist als Ricardos Knappheitsprinzip. Wenn das Wachstum der Bevölkerung und der Produktivität relativ schwach ist, erlangen die in der Vergangenheit angehäuften Vermögen zwangsläufig eine beträchtliche, potenziell unverhältnismäßig große Bedeutung, die sich auf die betreffenden Gesellschaften destabilisierend auswirken kann. Mit anderen Worten: Ein schwaches Wachstum bildet nur ein schwaches Gegengewicht zum Marxschen Prinzip der unbegrenzten Akkumulation: Das führt zu einem Zustand, der zwar nicht so apokalyptisch ist wie der von Marx prognostizierte, aber dennoch Anlass zur Beunruhigung gibt. Die Akkumulation kommt an einem bestimmten Punkt zum Stillstand, aber das erreichte Niveau kann sehr hoch sein und destabilisierend wirken. Wir werden sehen, dass die seit den 1970er Jahren in allen reichen Ländern – insbesondere in Europa und Japan – festgestellte sehr starke Zunahme der Privatvermögen, gemessen am jährlichen Nationaleinkommen, sich direkt aus dieser Logik ergibt.

Von Marx zu Kuznets: Von der Apokalypse zum Märchen

Vergleicht man die Analysen von Ricardo und Marx mit denen von Simon Kuznets im 20. Jahrhundert, kann man sagen, dass die Wirtschaftswissenschaft, die eine ausgeprägte – und zweifellos übertriebene – Vorliebe für apokalyptische Prognosen hatte, einen nicht minder übertriebenen Hang zu Märchen oder zumindest zum «Happyend» entwickelt hat. Nach der Theorie von Kuznets verringert sich die Ein-

kommensungleichheit in den fortgeschrittenen Stadien der kapitalistischen Entwicklung von selbst – welche Politik in einem Land auch verfolgt wird und welche Merkmale es aufweisen mag –, um sich dann auf einem akzeptablen Niveau zu stabilisieren. Die im Jahr 1955 vorgelegte Theorie¹ passt gut in die Welt der *Trente Glorieuses*.² Man braucht nur geduldig abzuwarten, dann wird das Wachstum allen zugutekommen. Ein angelsächsischer Ausspruch fasst diese Philosophie gut zusammen: «Wachstum ist eine Flut, die alle Boote nach oben trägt». Dieser Optimismus findet sich auch bei Robert Solow, der 1956 die Voraussetzungen für einen «ausgeglichene Wachstumspfad» analysierte, das heißt für einen Wachstumspfad, auf dem alle Größen – Produktion, Einkommen, Gewinne, Löhne und Gehälter, Kapital, Börsenkurse, Immobilienpreise usw. – im gleichen Tempo steigen, so dass jede soziale Gruppe im gleichen Umfang von dem Wachstum profitiert, ohne dass ein größeres Gefälle entsteht.³ Das ist das absolute Gegenteil der Ricardoschen und Marxschen Spirale der Ungleichheit und der apokalyptischen Analysen des 19. Jahrhunderts.

Um den beträchtlichen Einfluss der Theorie von Kuznets zu verstehen, der mindestens bis zu den 1980er Jahren spürbar war und bis zu einem gewissen Grad auch heute noch vorhanden ist, muss betont werden, dass es sich um die erste Theorie auf diesem Gebiet handelt, die auf einer gründlichen statistischen Arbeit basiert. Tatsächlich werden erst Mitte des 20. Jahrhunderts die ersten statistischen Reihen bezüglich der Einkommensverteilung erstellt, und zwar in dem 1953 veröffentlichten großen Werk von Kuznets mit dem Titel *Shares of Upper Income Groups in Income and Savings*. Die Reihen von Kuznets beziehen sich nur auf ein Land (die USA) und umfassen einen Zeitraum von 35 Jahren (1913–1948). Dennoch handelt es sich um einen wichtigen Beitrag, der zwei Quellen heranzieht, die den Autoren des 19. Jahrhunderts nicht zugänglich waren: einerseits die Einkommensteuererklärungen auf der Grundlage des 1913 in den Vereinigten

1 S. Kuznets, «Economic Growth and Income Inequality», *American Economic Review* 45 (1955), S. 1–28.

2 So werden häufig – vor allem in Kontinentaleuropa – die dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg genannt, die durch ein besonders starkes Wachstum gekennzeichnet waren (wir werden darauf zurückkommen).

3 R. Solow, «A Contribution to the Theory of Economic Growth», *Quarterly Journal of Economics*, 70 (1956), S. 65–94.

Staaten eingeführten bundesweiten Einkommensteuergesetzes; andererseits die Schätzungen des Nationaleinkommens der Vereinigten Staaten, die einige Jahre zuvor von Kuznets erstellt worden waren. Zum allerersten Mal wurde ein so ehrgeiziger Versuch unternommen, die Ungleichheit in einer Gesellschaft zu messen.¹

Ohne diese beiden unerlässlichen und sich ergänzenden Quellen ist es schlichtweg unmöglich, die Ungleichheit der Einkommensverteilung und ihre Entwicklung zu messen. Die ersten Versuche, das Nationaleinkommen zu schätzen, gehen im Vereinigten Königreich und in Frankreich auf das Ende des 17. und den Anfang des 18. Jahrhunderts zurück, im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden diesbezügliche Bemühungen intensiviert. Aber es handelt sich stets um vereinzelte Schätzungen. Erst im 20. Jahrhundert, seit der Zwischenkriegszeit, werden die ersten jährlichen Reihen zum Nationaleinkommen erstellt, und zwar auf Initiative von Wissenschaftlern wie Kuznets und Kendrick in den Vereinigten Staaten, Bowley und Clark in Großbritannien oder Dugé de Bernonville in Frankreich. Diese erste Quelle ermöglicht es, das Gesamteinkommen eines Landes zu messen. Um die hohen Einkommen und ihren Anteil am Nationaleinkommen zu bestimmen, muss man allerdings überhaupt erst einmal über Angaben zu den Einkommen verfügen: Diese zweite Quelle ist in allen Ländern die progressive Einkommensteuer, die um den Ersten Weltkrieg herum fast überall eingeführt wurde (1913 in den Vereinigten Staaten, 1914 in Frankreich, 1909 in Großbritannien, 1922 in Indien, 1932 in Argentinien).²

Gibt es keine Einkommensteuer, existieren zwar alle möglichen Statistiken, die sich auf die geltenden Besteuerungsgrundlagen beziehen (z. B. die Verteilung der Zahl der Türen und Fenster pro Departement im Frankreich des 19. Jahrhunderts, was im Übrigen nicht uninteressant ist), aber nichts gibt Auskunft über die Einkom-

1 Siehe S. Kuznets, *Shares of Upper Income Groups in Income and Savings*, New York: NBER, 1953. S. Kuznets war ein 1901 in der Ukraine geborener amerikanischer Ökonom, der seit 1922 in den Vereinigten Staaten lebte, an der Columbia University studierte und dann Professor in Harvard war; er starb 1985. Er hatte die ersten amerikanischen Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen und die ersten statistischen Reihen zu Ungleichheit erstellt.

2 Da die Einkommensteuererklärungen häufig nur einen Teil der Bevölkerung und der Einkommen betreffen, ist es wichtig, für die Messung der Gesamteinkommen auch über die Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen zu verfügen.

men. Die betreffenden Personen kennen ihr Einkommen zudem häufig selbst nicht, wenn sie es nicht angeben müssen. Gleiches gilt für die Körperschaftssteuer und die Vermögenssteuer. Die Steuer ist nicht nur ein Weg, die Bürger zur Finanzierung der öffentlichen Aufgaben und Projekte heranzuziehen und diese Belastungen möglichst akzeptabel zu gestalten; sie ermöglicht es auch, verschiedene Kategorien zu schaffen, Wissen zu generieren und demokratische Transparenz herzustellen.

Aufgrund dieser Daten kann Kuznets berechnen, wie sich der Anteil der verschiedenen obersten Dezile und Zentile der Einkommenspyramide am amerikanischen Nationaleinkommen entwickelt. Was stellt er fest? Dass die Ungleichheit in den Vereinigten Staaten zwischen 1913 und 1948 stark abgenommen hat. In den Jahren 1910 bis 1920 erhielt das oberste Dezil, das heißt 10 % der reichsten Amerikaner, jedes Jahr einen Anteil von 45–50 % des Nationaleinkommens. Am Ende der 1940er Jahre fiel der Anteil dieses obersten Dezils auf etwa 30–35 % des Nationaleinkommens. Der Rückgang von über 10 Prozentpunkten des Nationaleinkommens ist beträchtlich: Er entspricht beispielsweise der Hälfte des Einkommens der 50 % ärmsten Amerikaner.¹ Der Rückgang der Ungleichheit ist eindeutig und unbestreitbar. Dieser Befund hat erhebliche Bedeutung und wird großen Einfluss auf die ökonomischen Debatten in der Nachkriegszeit, in den Universitäten und in den internationalen Organisationen ausüben.

Vor vielen Jahrzehnten sprachen Malthus, Ricardo, Marx und viele andere über Ungleichheit, ohne jedoch dafür die geringste Quelle beizubringen und ohne eine Methode vorzuweisen, die einen genauen Vergleich der verschiedenen Zeiträume und damit die Bewertung der verschiedenen Hypothesen ermöglicht hätte. Erstmals liegt eine objektive Basis vor. Sie ist zwar unvollständig, aber es gibt sie zumindest. Außerdem ist die geleistete Arbeit äußerst gut dokumentiert: Der von Kuznets 1953 veröffentlichte umfangreiche Band legt auf transparente Weise alle Details über seine Quellen und Methoden dar, so dass jede Berechnung nachvollzogen werden kann. Zudem verkündet Kuznets eine gute Nachricht: Die Ungleichheit geht zurück.

¹ Mit anderen Worten: Der Anteil der Unter- und Mittelschichten am Nationaleinkommen, die man als die 90 % der ärmsten Amerikaner definieren kann, ist eindeutig gestiegen: von 50–55 % in den Jahren 1910 bis 1920 und auf 65–70 % am Ende der 1940er Jahre.

Die Kuznets-Kurve: eine gute Nachricht im Kalten Krieg

Kuznets ist sich des weitgehend zufälligen Charakters dieses Rückgangs der hohen amerikanischen Einkommen zwischen 1913 und 1948 bewusst, der den vielen Verwerfungen im Zusammenhang mit der großen Weltwirtschaftskrise und dem Zweiten Weltkrieg geschuldet ist und nicht viel mit einem natürlichen und automatisch ablaufenden Prozess zu tun hat. In seinem umfangreichen Werk analysiert Kuznets seine Reihen detailliert und warnt den Leser vor einer vorschnellen Verallgemeinerung. Aber auf einer Konferenz, die er 1954 als Präsident der American Economic Association in Detroit ausrichtet, präsentiert er seinen Kollegen eine wesentlich optimistischere Interpretation der Ergebnisse seines Buches von 1953. In diese Konferenz, deren Beiträge 1955 unter dem Titel «Economic Growth and Inequality of Incomes» veröffentlicht werden, fällt die Geburtsstunde der «Kuznets-Kurve».

Dieser Theorie zufolge würde die Ungleichheit überall die Form einer «Glockenkurve» annehmen, das heißt im Prozess der Industrialisierung und der wirtschaftlichen Entwicklung zunächst zunehmen und dann abnehmen. Laut Kuznets würde eine Phase der natürlichen Zunahme der Ungleichheit in den ersten Stadien der Industrialisierung (in den Vereinigten Staaten würde sie im Großen und Ganzen dem 19. Jahrhundert entsprechen) von einer Phase des starken Rückgangs der Ungleichheit abgelöst werden (die in den Vereinigten Staaten in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts begonnen hätte).

Die Lektüre seines Textes von 1955 ist aufschlussreich. Nachdem Kuznets zur Vorsicht gemahnt und dargelegt hat, dass externe Verwerfungen beim Rückgang der Ungleichheit in Amerika eine große Rolle gespielt haben, erwähnt er fast beiläufig, dass die innere Logik der wirtschaftlichen Entwicklung unabhängig von jedweder politischen Intervention und jedem externen Schock zum gleichen Ergebnis führen könnte. Demnach würde die Ungleichheit in den ersten Phasen der Industrialisierung zunehmen (nur eine Minderheit ist in der Lage, von dem neuen durch die Industrialisierung geschaffenen Reichtum zu profitieren), bevor sie sich in den fortgeschrittenen Phasen der Entwicklung von selbst zurückbildet (ein immer größerer Teil der Bevölkerung geht in die vielversprechenden Wirt-

schaftsbereiche, was automatisch zu einer Abnahme der Ungleichheit führt).¹

Diese «fortgeschrittenen Phasen» hätten Ende des 19. Jahrhunderts und Anfang des 20. Jahrhunderts in den industrialisierten Ländern eingesetzt, und der Rückgang der Ungleichheit in den USA im Laufe der Jahre 1913 bis 1948 verweise lediglich auf ein allgemeineres Phänomen, das eines Tages prinzipiell in allen Ländern auftreten könnte, auch in den unterentwickelten Ländern, die noch mit Armut und Dekolonisation zu kämpfen hätten. Die von Kuznets in seinem Buch dargelegten Fakten werden plötzlich zu einer schlagkräftigen politische Waffe.² Kuznets weiß, dass eine solche Theorie hochspekulativ ist.³ Doch als er in seiner Rede vor den amerikanischen Ökonomen, die sehr geneigt waren, die gute Nachricht ihres geschätzten Kollegen zu glauben und weiterzuverbreiten, eine so optimistische Theorie präsentierte, muss ihm bewusst gewesen sein, dass er eine gewaltige Wirkung erzielen würde: Die «Kuznets-Kurve» war geboren. Um sicherzustellen, dass jedermann begriffen hatte, worum es ging, sagte Kuznets klipp und klar, dass seine optimistischen Prognosen darauf abzielten, die unterentwickelten Länder «im Einflussbereich der freien Welt» zu halten.⁴ Die Theorie der «Kuznets-Kurve» ist in hohem Maße ein Produkt des Kalten Krieges.

Damit man mich richtig versteht: Die von Kuznets geleistete Arbeit, nämlich die Erstellung der ersten amerikanischen Volkswirtschafts-

1 Vgl. Kuznets, 1955, S. 12–18. Diese Kurve wird manchmal «umgekehrte U-Kurve genannt». Der von Kuznets beschriebene spezielle Mechanismus basiert auf dem Gedanken einer schrittweisen Abwanderung der Bevölkerung aus einem armen Landwirtschaftssektor in einen reichen Industriesektor (nur eine Minderheit profitiert vom reichen Industriesektor, was zu einer Zunahme der Ungleichheit führt; später profitiert jeder davon, was zu einer Verringerung der Ungleichheit führt), aber es versteht sich, dass dieser sehr spezielle Mechanismus eine allgemeinere Form annehmen kann (beispielsweise die von der schrittweisen Verteilung der Arbeitskräfte auf verschiedene Industriezweige oder auf verschiedene mehr oder weniger einträgliche Arbeitsplätze usw.).

2 Es ist interessant, dass Kuznets keine Reihe erstellt hat, die die Zunahme der Ungleichheit im 19. Jahrhundert zeigt, sondern dass dies für ihn anscheinend auf der Hand liegt (wie für die meisten Beobachter dieser Zeit).

3 Wie er selbst sagt: «This is perhaps 5 per cent empirical information and 95 per cent speculation, some of it possibly tainted by wishful thinking.» Siehe Kuznets, ebd., 1955, S. 24–26.

4 «The future prospect of underdeveloped countries within the orbit of the free world» (S. 26).

lichen Gesamtrechnungen und der ersten statistischen Reihen zur Ungleichheit, ist beachtlich, und bei dem Studium seiner Bücher – mehr noch seiner Artikel – wird klar, dass er von einem echten Forschungsethos beseelt war. Im Übrigen: Das sehr starke Wachstum in allen entwickelten Ländern nach dem Krieg ist ein bedeutsames Phänomen, und für die Tatsache, dass alle sozialen Gruppen davon profitiert haben, gilt dies noch mehr. Es ist verständlich, dass während der *Trente Glorieuses* ein gewisser Optimismus vorherrschend war und dass die apokalyptischen Prognosen des 19. Jahrhunderts bezüglich der Dynamik der Vermögensverteilung an Popularität verloren.

Das ändert nichts daran, dass die märchenhafte Theorie der «Kuznets-Kurve» weitgehend aus fragwürdigen Gründen formuliert wurde und dass ihre empirische Basis sehr dürrtig ist. Wir werden sehen, dass der starke Rückgang der Einkommensungleichheit zwischen 1914 und 1945 in fast allen reichen Ländern vor allem das Ergebnis der Weltkriege und der damit einhergehenden starken politischen und ökonomischen Verwerfungen ist (die in erster Linie die Besitzer großer Vermögen treffen). Mit der von Kuznets beschriebenen Mobilität zwischen den Wirtschaftssektoren hat er dagegen nicht viel zu tun.

Die erneute Fokussierung der Wirtschaftsanalyse auf die Verteilungsfrage

Seit den 1970er Jahren hat die Ungleichheit in den reichen Ländern wieder stark zugenommen, insbesondere in den Vereinigten Staaten, wo die Konzentration der Einkommen in den Jahren 2000 bis 2010 wieder das Rekordniveau der Jahre 1910 bis 1920 erreicht – oder sogar leicht überstiegen – hat: Es ist daher wichtig zu wissen, warum und wie die Ungleichheit sich zuvor verringert hat. Das sehr starke Wachstum von Entwicklungs- und Schwellenländern, insbesondere Chinas, hat die Ungleichheit auf der globalen Ebene sicher beträchtlich reduziert, so wie es das Wachstum der reichen Länder in den *Trente Glorieuses* innerhalb dieser vermochte. Doch dieser Prozess ruft große Besorgnis in den Schwellenländern und mehr noch in den reichen Ländern hervor. Dies umso mehr als die großen Ungleichgewichte, die in den letzten Jahrzehnten auf den Finanzmärkten, dem Ölmarkt und dem Immobilienmarkt zu beobachten waren,

erhebliche Zweifel an der Unausweichlichkeit des von Solow und Kuznets beschriebenen «ausgeglichene[n] Wachstumspfad[s]» sowie an der Annahme wecken können, dass alles im gleichen Tempo voranschreitet. Wird sich die Welt der Jahre um 2050 oder 2100 in den Händen von Börsenhändlern, Top-Managern und Besitzern großer Vermögen befinden, werden Ölländer, die Bank of China oder gar Steuerparadiese, die auf die eine oder andere Weise all diese Akteure schützen, das Sagen haben? Es wäre abwegig, sich diese Frage nicht zu stellen und prinzipiell ein langfristig «ausgeglichene[s]» Wachstum anzunehmen.

In gewisser Weise sind wir zu Beginn des 21. Jahrhunderts in der gleichen Situation wie die Beobachter des 19. Jahrhunderts: Wir sind Zeugen beeindruckender Veränderungen, und es ist schwer zu sagen, welche Ausmaße sie annehmen können, wie die weltweite Verteilung der Vermögen zwischen den Ländern und in den Ländern in einigen Jahrzehnten aussehen wird. Die Ökonomen des 19. Jahrhunderts haben etwas sehr Verdienstvolles getan: Sie haben die Verteilungsfrage in den Mittelpunkt der Analyse gestellt und waren bestrebt, die langfristigen Tendenzen zu untersuchen. Ihre Antworten waren nicht immer zufriedenstellend – aber wenigstens stellten sie die richtigen Fragen. Wir haben keinen Grund zu der Annahme, dass Wachstum aus sich heraus Gleichgewicht schafft. Es ist höchste Zeit, die Frage der Ungleichheit wieder in den Fokus der Wirtschaftsanalyse zu rücken und die im 19. Jahrhundert offengebliebenen Fragen neu zu stellen. Die Frage der Vermögensverteilung wurde zu lange von den Ökonomen vernachlässigt, was teilweise an den optimistischen Schlussfolgerungen von Kuznets und teilweise an der übertriebenen Vorliebe der Zunft für einfache mathematische Modelle mit einem repräsentativen Akteur lag.¹ Um die Verteilungsfrage wieder in den Mittelpunkt der Analyse zu rücken, müssen zunächst möglichst viele historische Daten gesammelt werden, die ein besseres Verständnis der Vergangenheit und der aktuellen Tendenzen er-

¹ In diesen Modellen, die sich in der wirtschaftswissenschaftlichen Forschung und Lehre ab den 1960er Jahren durchgesetzt haben, geht man davon aus, dass jeder den gleichen Lohn erhält, das gleiche Vermögen besitzt und über die gleichen Einkommen verfügt, so dass das Wachstum per definitionem allen sozialen Gruppen im gleichen Umfang zugutekommt. Eine solche Vereinfachung der Wirklichkeit kann durch sehr spezielle Probleme gerechtfertigt sein, schränkt aber die Wirtschaftsfragen, die man sich stellen kann, dramatisch ein.

möglichen. Denn erst wenn geduldig Fakten und regelmäßig wiederkehrende Muster ermittelt und die Erfahrungen der verschiedenen Länder verglichen werden, können wir hoffen, die entscheidenden Mechanismen besser zu erfassen und Erkenntnisse für die Zukunft zu gewinnen.

Die in diesem Buch verwendeten Quellen

Dieses Buch stützt sich auf zwei Arten von Quellen, anhand derer die historische Dynamik der Vermögensverteilung untersucht werden kann: Die eine bezieht sich auf die Einkommen und deren Ungleichverteilung, die andere auf die Vermögen, deren Verteilung und deren Verhältnis zu den Einkommen.

Beginnen wir mit den Einkommen. Meine Arbeit bestand zu einem großen Teil ganz einfach darin, die wegweisende Arbeit von Kuznets, der die Entwicklung der Einkommensungleichheit in den Vereinigten Staaten von 1913 bis 1948 gemessen hatte, räumlich und zeitlich auszuweiten. Diese Ausweitung erlaubt es, die von Kuznets konstatierten Entwicklungen besser einzuordnen, und führt zu einer radikalen Infragestellung des von ihm hergestellten optimistischen Zusammenhangs zwischen Wirtschaftsentwicklung und Vermögensverteilung. Merkwürdigerweise war die Arbeit von Kuznets nie systematisch weitergeführt worden, was teilweise wohl daran lag, dass die historische und statistische Auswertung alter Steuerunterlagen eine Art akademisches «Niemandland» darstellt: zu historisch für die Ökonomen und zu ökonomisch für die Historiker. Das ist bedauerlich, da nur eine langfristige Perspektive es erlaubt, die Dynamik der Einkommensungleichheit angemessen zu analysieren und nur die alten Steuerunterlagen es ermöglichen, diese Perspektive einzunehmen.¹

Zunächst habe ich die Methoden von Kuznets auf Frankreich angewandt, was 2001 zur Veröffentlichung eines ersten Buches geführt

¹ Die Untersuchungen der Haushaltseinkommen und -budgets, die von den Statistikämtern durchgeführt wurden, beginnen selten vor den 1970er Jahren und haben die Tendenz, die hohen Einkommen erheblich zu unterschätzen. Das ist problematisch, da das oberste Dezil häufig bis zur Hälfte des Nationaleinkommens besitzt. Trotz ihrer Grenzen geben die Steuerunterlagen besser Auskunft über die hohen Einkommen und erlauben es, ein Jahrhundert zurückzugehen.

hat.¹ Dann hatte ich das Glück, von zahlreichen Kollegen unterstützt zu werden – allen voran von Anthony Atkinson und Emmanuel Saez –, die es mir ermöglicht haben, dieses Projekt auf internationaler Ebene durchzuführen. Anthony Atkinson hat sich mit Großbritannien und vielen anderen Ländern befasst, und zusammen haben wir 2007 und 2010 zwei Bände publiziert, in denen ähnliche Studien über mehr als 20 Länder auf allen Kontinenten versammelt sind.² Mit Emmanuel Saez haben wir die von Kuznets für die Vereinigten Staaten erstellten Reihen³ um ein halbes Jahrhundert verlängert, und er selbst hat sich mit mehreren anderen wichtigen Ländern wie Kanada und Japan befasst. Zahlreiche Forscher haben ihren Beitrag zu diesem Gemeinschaftsprojekt geleistet: Facundo Alvaredo hat zu den Fällen Argentinien, Spanien und Portugal gearbeitet; Fabien Dell zu Deutschland und der Schweiz; mit Abhijit Banerjee habe ich Indien untersucht; dank Nancy Qian konnte ich mich mit China befassen usw.⁴

Wir haben versucht, für jedes Land die gleichen Quellen, die gleichen Methoden und die gleichen Begriffe zu verwenden: Die Dezile und Perzentile der hohen Einkommen werden ausgehend von den Daten in den Einkommensteuererklärungen geschätzt (nach vielen Korrekturen, die durchgeführt wurden, um die zeitliche und räumliche Homogenität der Daten und Begriffe sicherzustellen); das Nationaleinkommen und das Durchschnittseinkommen haben wir den Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen entnommen, die manchmal vervollständigt oder fortgeführt werden mussten. Die Reihen beginnen im Allgemeinen mit der Einführung der Einkommensteuer (in vielen Ländern um 1910 bis 1920, mitunter in den Jahren 1880 bis 1890, wie in Japan und Deutschland, mitunter auch später).

1 Siehe T. Piketty, *Les hauts revenus en France au 20^e siècle – Inégalités et redistributions 1901–1998*, Paris: Grasset 2001. Eine Zusammenfassung findet sich in «Income Inequality in France, 1901–1998», *Journal of Political Economy* III (2003), S. 1004–42.

2 Siehe A. Atkinson und T. Piketty, *Top Incomes over the 20th Century: A Contrast Between Continental European and English-Speaking Countries*, Oxford: Oxford University Press 2007; *Top Incomes: A Global Perspective*, Oxford: Oxford University Press 2010.

3 Siehe T. Piketty und E. Saez, «Income Inequality in the United States, 1913–1998», *Quarterly Journal of Economics* 118 (2003), S. 1–39.

4 Sämtliche bibliografischen Angaben sind im Anhang online verfügbar. Siehe auch den zusammenfassenden Artikel von A. Atkinson, T. Piketty und E. Saez mit dem Titel «Top Incomes in the Long-Run of History», *Journal of Economic Literature* 49 (2011), S. 3–71.

Sie werden ständig aktualisiert und reichen derzeit bis Anfang der 2010er Jahre.

Die *World Top Incomes Database* (WTID), die aus der Arbeit von etwa dreißig Forschern aus verschiedenen Weltteilen hervorgegangen ist, stellt die bis heute größte historische Datenbank für die Entwicklung der Einkommensungleichheit dar und entspricht dem ersten Quellenkomplex, der in diesem Buch zur Anwendung kommt (siehe die Website von WTID).¹

Der zweite Quellenkomplex, den ich in diesem Buch erstmals heranziehe, betrifft die Vermögen, ihre Verteilung und ihr Verhältnis zu den Einkommen. Die Vermögen spielen bereits im ersten Quellenkomplex eine wichtige Rolle, da Vermögen Einkommen generieren. Erinnern wir uns daran, dass das Einkommen immer zwei Komponenten enthält: einerseits die Arbeitseinkommen (Löhne, Gehälter, Prämien, Boni, Einkommen aus selbstständiger Arbeit usw. sowie andere Erwerbseinkommen, unabhängig von ihrer genauen Rechtsform) und andererseits die Kapitaleinkommen (Mieten, Dividenden, Zinsen, Gewinne aus Unternehmen, Kapitalgewinne, Gebühren usw. sowie andere Einkommen, die sich aus dem Besitz von Bodenkapital, Immobilienkapital, Geldkapital, Industriekapital usw. ergeben, unabhängig von ihrer genauen Rechtsform). Die Daten der WTID enthalten viele Informationen über die Entwicklung der Kapitaleinkommen im 20. Jahrhundert. Es ist allerdings unerlässlich, sie durch Quellen zu ergänzen, die sich direkt auf die Vermögen beziehen. Hier lassen sich drei Untergruppen historischer Quellen und methodologischer Ansätze unterscheiden, die sich perfekt ergänzen.²

So wie die Einkommensteuererklärungen es möglich machen, die Entwicklung der Einkommensungleichheit zu untersuchen, erlauben es die Erbschaftssteuererklärungen, die Entwicklung der Vermögens-

1 Im Rahmen dieses Buches können wir uns nicht mit jedem Land detailliert befassen, es bietet eine Synthese. Wir verweisen den interessierten Leser auf die auf der Website der WTID online verfügbaren vollständigen Reihen (siehe <http://topincomes.parisschoolofeconomics.eu>) sowie auf die weiter oben angegebenen Bücher und Artikel. Zahlreiche Texte und Dokumente finden sich auch im Technischen Anhang: siehe <http://piketty.pse.ens.fr/capital21c>.

2 Die WTID wird derzeit umgewandelt in eine «World Wealth and Income Database» (WWID), in die diese drei Untergruppen integriert werden. Im vorliegenden Buch stellen wir die wichtigsten verfügbaren Elemente dar.

ungleichheit zu untersuchen.¹ Diese Vorgehensweise wurde 1962 von Robert Lampman eingeführt, um die Entwicklung der Vermögensungleichheit in den Vereinigten Staaten von 1922 bis 1956 zu analysieren, und wurde dann 1978 auch von Anthony Atkinson und Anne Harrison für die Untersuchung von Großbritannien in den Jahren 1923 bis 1972 verwendet.² Diese Arbeiten sind kürzlich aktualisiert und auf Länder wie Frankreich und Schweden ausgedehnt worden. Wir verfügen hier leider nur über die Daten von weniger Ländern als bei der Vermögensungleichheit. Dafür ist es in manchen Fällen möglich, zeitlich viel weiter zurückzugehen, häufig bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, da die Erbschaftssteuer wesentlich älter ist als die Einkommensteuer. Durch das Sammeln der Daten, die zu verschiedenen Zeiten von den französischen Behörden ermittelt wurden, und durch das Zusammentragen vieler Erbschaftssteuererklärungen aus den Archiven mithilfe von Gilles Postel-Vinay und Jean-Laurent Rosenthal konnten wir homogene Reihen zu den Vermögen in Frankreich seit der Revolution erstellen.³ Dadurch werden wir in der Lage sein, die durch den Ersten Weltkrieg verursachten Erschütterungen in eine viel längere historische Perspektive einzuordnen, als es die Reihen erlauben, die sich auf die Ungleichheit der Einkommen beziehen (und leider häufig erst um die Jahre 1910 bis 1920 beginnen). Die Arbeiten von Jesper Roine und Daniel Waldenström, die sich auf schwedische Quellen gestützt haben, sind ebenfalls aufschlussreich.⁴

Anhand der Quellen, die sich auf Erbschaftssteuern und Vermögen beziehen, kann man auch die Entwicklung der jeweiligen Bedeutung von Erbschaften und Ersparnissen bei der Vermögensbildung und der Dynamik der Vermögensungleichheit untersuchen. Für Frankreich, dessen sehr ergiebige historische Quellen einzigartige Einblicke in die

1 Man kann auch die jährlichen Vermögenssteuererklärungen verwenden, doch diese Daten sind knapper als die langfristigen erbschaftssteuerbezogenen.

2 Siehe die folgenden wegweisenden Arbeiten: R. J. Lampman, *The Share of Top Wealth-Holders in National Wealth, 1922–1956*, Princeton: Princeton University Press 1962; A. Atkinson, A. und A. J. Harrison, *Distribution of Personal Wealth in Britain, 1923–1972*, Cambridge: Cambridge University Press 1978.

3 Siehe T. Piketty, G. Postel-Vinay und J.-L. Rosenthal, «Wealth Concentration in a Developing Economy: Paris and France, 1807–1994», *American Economic Review* 96 (2006), S. 236–56.

4 Siehe J. Roine und D. Waldenström, «Wealth Concentration over the Path of Development: Sweden, 1873–2006», *Scandinavian Journal of Economics* III (2009) S. 151–87.

langfristige Entwicklung von Erbschaften gewähren, haben wir eine relativ vollständige Arbeit vorgelegt.¹ Diese Arbeit wurde teilweise auf andere Länder, insbesondere auf Großbritannien, Deutschland, Schweden und die Vereinigten Staaten ausgedehnt. Diese Materialien spielen in unserer Untersuchung eine wichtige Rolle, da die Vermögensunterschiede unterschiedlich zu bewerten sind, je nachdem, ob sie das Ergebnis von generationenübergreifenden Erbschaften sind oder ob sie auf den Ersparnissen eines einzigen Lebens beruhen. In diesem Buch interessieren wir uns nicht nur für den Umfang der Ungleichheit als solcher, sondern auch und vor allem für die Struktur der Ungleichheit, das heißt für den Ursprung der Einkommens- und Vermögensunterschiede zwischen den sozialen Gruppen sowie für die verschiedenen ökonomischen, sozialen, moralischen und politischen Rechtfertigungen, mit denen sie gutgeheißen oder verurteilt werden. Ungleichheit ist nicht per se etwas Schlechtes: Die zentrale Frage ist, ob sie gerechtfertigt ist, ob es gute Gründe für sie gibt.

Anhand der vermögensbezogenen Quellen ist es möglich, die Entwicklung des Gesamtwerts des Nationalvermögens zu untersuchen (sei es Bodenkapital, Immobilienkapital, Industrie- oder Geldkapital), gemessen in Relation zum jährlichen Nationaleinkommen. Die Analyse des Verhältnisses von Kapital und Einkommen im weltweiten Maßstab hat zwar Grenzen – es ist immer besser, auch die Ungleichheit der Vermögen auf individueller Ebene und das relative Gewicht der Erbschaften und der Ersparnisse bei der Kapitalbildung zu analysieren –, aber es ist immerhin möglich, die gesamtgesellschaftliche Bedeutung des Kapitals umfassend zu untersuchen. Überdies wird sich zeigen, dass es möglich ist, durch das Sammeln und Vergleichen der zu verschiedenen Zeiten vorgenommenen Schätzungen bei manchen Ländern – insbesondere Großbritannien und Frankreich – bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückzugehen; auf diese Weise können wir die Industrielle Revolution in die Geschichte des Kapitals einordnen. Wir stützen uns hier auf die historischen Daten, die wir kürzlich mit Gabriel Zucman zusammengetragen haben.² Diese Untersuchung

¹ Siehe T. Piketty, «On the Long-Run Evolution of Inheritance: France 1820–2050», Ecole d'économie de Paris, PSE Working Papers, 2010 (eine Zusammenfassung erschien im *Quarterly Journal of Economics* 126 (2011), S. 1071–1131).

² Siehe T. Piketty und G. Zucman, «Capital is Back: Wealth-Income Ratios in Rich Countries, 1700–2010», Ecole d'économie de Paris 2013.

besteht weitgehend darin, die von Raymond Goldsmith in den Jahren 1970 bis 1980 nach Ländern gesammelten Vermögensbilanzen auszuweiten und zu verallgemeinern.¹

Im Vergleich zu den früheren Arbeiten besteht das erste Novum der hier angewandten Methode darin, dass historische Quellen so vollständig und systematisch wie irgend möglich zusammengetragen wurden, um die Dynamik der Vermögensverteilung zu untersuchen. Es ist hervorzuheben, dass ich im Vergleich zu den früheren Autoren einen doppelten Vorteil hatte: Wir haben einen größeren historischen Abstand (wir werden sehen, dass manche langfristigen Entwicklungen erst dann klar erkennbar sind, wenn man über Daten für die Jahre 2000 bis 2010 verfügt; es hat zu dem lange gedauert, bis die durch die Weltkriege ausgelösten Schocks überwunden waren), und wir können dank der neuen Möglichkeiten der elektronischen Datenverarbeitung mühelos wesentlich mehr historische Daten sammeln als unsere Vorgänger.

Ohne der Technik eine zu große Bedeutung für die Ideengeschichte zusprechen zu wollen, scheint mir doch, dass diese rein technischen Fragen nicht gänzlich ignoriert werden sollten. Zur Zeit von Kuznets und bis in die 1970er/80er Jahre war es objektiv viel schwieriger als heute, große Mengen historischer Daten zu verarbeiten. Als Alice Hanson Jones in den 1970er Jahren die Nachlassverzeichnisse verstorbener Amerikaner aus der Kolonialzeit sammelte² oder als Adeline Daumard die französischen Erbschaftsakten des 19. Jahrhunderts zusammentrug,³ wurde diese Arbeit weitgehend manuell, nämlich mithilfe von Karteikarten erledigt. Wenn man heute diese bemerkenswerten Arbeiten wieder liest oder die von François Simiand über die Entwicklung der Löhne im 19. Jahrhundert, genauso diejenige von Ernest Labrousse über die Geschichte der Preise und Einkommen im 18. Jahrhundert oder die von Jean Bouvier und François Furet über die Entwicklung der

1 Siehe insbesondere. R. Goldsmith, *Comparative National Balance Sheets: A Study of Twenty Countries, 1688–1978*, Chicago: The University of Chicago Press 1985. Vollständigere Angaben finden sich im Technischen Anhang.

2 Siehe A.H. Jones, *American Colonial Wealth: Documents and Methods*, New York: Arno Press 1977.

3 Siehe A. Daumard, *Les fortunes françaises au 19e siècle. Enquête sur la répartition et la composition des capitaux privés à Paris, Lyon, Lille, Bordeaux et Toulouse d'après l'enregistrement des déclarations de succession*, Paris: Mouton 1973.

Gewinne im 19. Jahrhundert, wird klar, dass diese Wissenschaftler mit beträchtlichen Schwierigkeiten konfrontiert waren, wenn es darum ging, ihre Daten zu sammeln und zu verarbeiten.¹ Diese technischen Komplikationen beanspruchen oftmals einen Gutteil ihrer Energie und scheinen mitunter die Oberhand über die Analyse und die Interpretation zu gewinnen; hinzu kommt, dass diese Schwierigkeiten internationale und zeitliche Vergleiche erheblich einschränken. Es ist heute wesentlich leichter als früher, die Geschichte der Vermögensverteilung zu untersuchen. Das vorliegende Buch spiegelt diese Verbesserungen bei den Arbeitsbedingungen der Wissenschaftler größtenteils wider.²

Die wichtigsten in diesem Buch erarbeiteten Resultate

Welches sind die wichtigsten Resultate, die sich aus diesen neuen historischen Quellen ergeben haben? Die erste Schlussfolgerung lautet, dass man sich vor jedem ökonomischen Determinismus auf diesem Gebiet hüten muss: Die Geschichte der Vermögensverteilung ist immer auch eine durch und durch politische Geschichte und lässt sich nicht auf rein ökonomische Mechanismen reduzieren. Insbesondere ist die in den entwickelten Ländern in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts (1900–1960) zu beobachtende Verringerung der Ungleichheit vor allem das Ergebnis der Kriege und der politischen Strategien, die nach diesen Schocks verfolgt wurden. Auch die Zunahme der Ungleichheit seit den 1970er Jahren ist zu einem großen Teil den steuer- und finanzpolitischen Kurswechseln der letzten Jahrzehnte geschuldet. Die Geschichte der Ungleichheit hängt von den Vorstellungen der ökonomischen, politischen und sozialen Akteure über Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit sowie von den Kräfteverhältnissen zwischen ihnen

¹ Siehe insbesondere F. Simiand, *Le salaire, l'évolution sociale et la monnaie*, Paris: Alcan 1932; E. Labrousse, *Esquisse du mouvement des prix et des revenus en France au 18^e siècle*, Paris: Alcan 1932; J. Bouvier, F. Furet und M. Gillet, *Le mouvement du profit en France au 19^e siècle. Matériaux et études*, Paris: Mouton 1965.

² Es gibt auch intellektuelle Gründe für den Niedergang der Wirtschafts- und Sozialgeschichte, die sich mit der Entwicklung der Preise, der Einkommen und der Vermögen befasst (sie wird manchmal als «serielle Geschichte» bezeichnet). Dieser Niedergang ist meiner Ansicht nach bedauerlich und umkehrbar, worauf wir noch zurückkommen werden.

und den daraus resultierenden Entscheidungen ab; sie ist das, was alle diese Akteure aus ihr machen.

Die zweite Schlussfolgerung, die den Kern dieses Buches ausmacht, lautet, dass bei der Dynamik der Vermögensverteilung starke Mechanismen am Werk sind, die entweder in Richtung Konvergenz oder Divergenz drängen, und dass es keinen natürlichen und von selbst ablaufenden Prozess gibt, der verhindert, dass die destabilisierenden und inegalitären Tendenzen sich dauerhaft durchsetzen.

Beginnen wir mit den konvergenzfördernden Mechanismen, die in Richtung einer Verringerung der Ungleichheit wirken. Die stärksten Triebkräfte sind dabei die Ausbreitung von Wissen und die zunehmenden Investitionen in Qualifizierung und Ausbildung. Das Spiel von Angebot und Nachfrage sowie die Mobilität von Kapital und Arbeit, die eine seiner Varianten ist, können ebenfalls in diese Richtung wirken, allerdings weniger stark und oftmals auf widersprüchliche Weise. Die Ausbreitung von Wissen und Qualifikationen ist der zentrale Mechanismus, der zugleich die allgemeine Steigerung der Produktivität und die Verringerung der Ungleichheit ermöglicht, und zwar in den einzelnen Ländern sowie im Weltmaßstab, was sich beispielhaft daran zeigt, dass gegenwärtig ein guter Teil der Entwicklungs- und Schwellenländer, allen voran China, gegenüber den reichen Ländern aufholt. Indem die weniger entwickelten Länder die Produktionsmethoden der reichen Länder übernehmen und deren Qualifikationsniveau erreichen, verringern sie ihren Produktivitätsrückstand und erhöhen ihre Einkommen. Dieser technologische Konvergenzprozess kann zwar durch eine handelspolitische Öffnung gefördert werden, wird aber im Wesentlichen von der Ausbreitung von Wissen und der Teilhabe am Wissen – ein hochrangiges öffentliches Gut – und nicht von einem Marktmechanismus angetrieben.

Rein theoretisch betrachtet, gibt es noch andere Kräfte, die auf eine größere Gleichheit hinwirken. Man kann beispielsweise annehmen, dass im Laufe der Geschichte die Produktionstechniken die Bedeutung der menschlichen Arbeit und der Qualifikationen steigern, so dass der Anteil der Arbeitseinkommen tendenziell wächst (und dass der Anteil der Kapitaleinkommen sich entsprechend verringert) – eine Hypothese, die man als den «Aufstieg des Humankapitals» bezeichnen könnte. Mit anderen Worten: Die Entwicklung hin zu technischer Rationalität würde automatisch zum Sieg des

Humankapitals über das Finanz- und Immobilienkapital, der verdienstvollen Führungskräfte über die dickbäuchigen Aktionäre, der Kompetenz über die Herkunft führen. Auf diese Weise würde die Ungleichheit im Laufe der Geschichte auf natürlichem Weg einen meritokratischeren Charakter erhalten und sich weniger verfestigen (auch wenn sie weiterhin stark ausgeprägt wäre). Die ökonomische Rationalität würde gewissermaßen automatisch in die demokratische Rationalität münden.

Eine weitere in unseren modernen Gesellschaften verbreitete optimistische Annahme ist die, dass die höhere Lebenserwartung automatisch zur Substitution des «Klassenkampfes» durch den «Kampf der Generationen» führen würde (ein Konflikt, der die Gesellschaft weniger spaltet, da jeder einmal jung und einmal alt ist). Akkumulation und Verteilung von Vermögen würden demnach heute nicht mehr von einem unerbittlichen Kampf zwischen den Dynastien der Erben und den Dynastien derer, die nur ihre Arbeitskraft besitzen, bestimmt werden, sondern von einer Logik des lebenslangen Sparens: Jeder häuft Vermögenswerte an, um für das Alter vorzusorgen. Der medizinische Fortschritt und die Verbesserung der Lebensbedingungen hätten also selbst das Wesen des Kapitals völlig verändert.

Wir werden leider sehen, dass diese beiden optimistischen Annahmen (der «Aufstieg des Humankapitals» und die Substitution des «Klassenkampfes» durch den «Kampf der Generationen») weitgehend illusorisch sind. Genauer gesagt: Diese – von einem rein logischen Standpunkt aus völlig plausiblen – Veränderungen haben zwar teilweise stattgefunden, aber in wesentlich geringerem Umfang, als man sich manchmal vorstellt. Es ist nicht gesichert, dass der Anteil der Arbeit am Nationaleinkommen in einer langfristigen Perspektive signifikant gewachsen ist: Das (nicht-menschliche) Kapital scheint im 21. Jahrhundert ebenso unverzichtbar zu sein wie im 18. oder 19. Jahrhundert, und es ist nicht auszuschließen, dass es noch mehr an Bedeutung gewinnen wird. Auch ist die Vermögensungleichheit heute wie gestern hauptsächlich eine Ungleichheit innerhalb einer jeden Altersgruppe, und wir werden sehen, dass Erbschaften zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht weit davon entfernt sind, nahezu die gleiche Bedeutung zu erlangen wie zur Zeit von *Père Goriot* (Balzac). Langfristig betrachtet ist die entscheidende Triebkraft für eine Egalisierung der Lebensbedingungen die Ausbreitung von Wissen und Qualifikation.

Triebkräfte von Konvergenz und Divergenz

Allerdings kann diese egalisierende Kraft, so wichtig sie auch insbesondere für die Konvergenz zwischen Ländern ist, mitunter durch starke gegenläufige Kräfte ausgeglichen und zurückgedrängt werden, was zu einer Vergrößerung der Ungleichheit führt. Das Fehlen angemessener Investitionen in Bildung und Ausbildung kann dazu führen, dass ganze soziale Gruppen nicht am Wachstum teilhaben oder dass sie durch Neuankömmlinge deklassiert werden, wie der derzeitige internationale Aufholprozess zeigt (chinesische Arbeiter ersetzen amerikanische und französische Arbeiter usw.). Mit anderen Worten: Die Haupttriebkraft der Konvergenz – die Ausbreitung von Wissen – arbeitet nur teilweise natürlich und von selbst: Sie hängt auch stark von der Politik im Bildungs- und Ausbildungsbereich, dem Erwerb der nötigen Qualifikationen und den auf diesem Gebiet geschaffenen Institutionen ab.

In diesem Buch werden wir den Schwerpunkt auf die divergenzfördernden Kräfte legen, die umso beunruhigender sind, als sie in einer Welt wirksam werden können, in der ausreichend in Bildung und Ausbildung investiert wurde und in der anscheinend alle Voraussetzungen für eine leistungsfähige Marktwirtschaft – im Sinne der Ökonomen – gegeben sind. Divergenz wird durch die folgenden Kräfte gefördert: Da ist zum einen die Abkopplung der Spitzengehälter von den normalen Einkommen, die erhebliche Ausmaße annehmen kann, auch wenn sie bis heute auf bestimmte Bereiche begrenzt ist. Und da ist zum anderen ein Bündel von divergenzfördernden Kräften, die sich aus der Akkumulation und Konzentration von Vermögen in einer Welt ergeben, die von einem schwachen Wachstum und einer hohen Kapitalrendite gekennzeichnet ist. Dieser Prozess wirkt potenziell noch destabilisierender als der erste und stellt zweifellos die größte Bedrohung für die langfristige Entwicklung der Vermögensverteilung dar.

Kommen wir gleich zum Kern der Sache. In den Grafiken I.1 und I.2 werden zwei grundlegende Entwicklungen dargestellt, die wir in diesem Buch zu verstehen versuchen und die die potenzielle Bedeutung dieser beiden Divergenzprozesse verdeutlichen. Die in diesen Abbildungen angezeigten Entwicklungen haben allesamt die Form einer «U-Kurve», das heißt, dass sie erst abnehmen und dann zunehmen, und man könnte glauben, dass sie auf ähnlichen Gegebenheiten beruhen. Aber dem ist

nicht so: Diese Entwicklungen verweisen auf völlig unterschiedliche Phänomene, die auf unterschiedlichen ökonomischen, sozialen und politischen Mechanismen basieren. Hinzu kommt: Die erste Entwicklung betrifft vor allem die Vereinigten Staaten, die zweite hauptsächlich Europa und Japan. Es ist nicht ausgeschlossen, dass diese beiden Entwicklungen und diese beiden divergenzfördernden Kräfte im 21. Jahrhundert in diesen Ländern gleichzeitig auftreten – wir werden sehen, dass das bereits teilweise der Fall ist. Geschieht dies auf der ganzen Welt, könnte es zu einer in der Vergangenheit nicht gekannten Ungleichheit und vor allem zu einer völlig neuen Struktur der Ungleichheit kommen. Aber bis heute beruhen diese beiden erstaunlichen Entwicklungen im Wesentlichen auf zwei unterschiedlichen Phänomenen.

Die erste, in Grafik I.1 dargestellte Entwicklung gibt an, welchen Verlauf der Anteil des oberen Dezils der Einkommenspyramide am amerikanischen Nationaleinkommen in der Zeit von 1910 bis 2010 genommen hat. Es handelt sich hierbei um die Verlängerung der von Kuznets in den 1950er Jahren erstellten Reihen. Man erkennt hier den von Kuznets beobachteten starken Rückgang der Ungleichheit zwischen 1913 und 1948, wobei der Anteil des oberen Dezils um fast 15 Prozentpunkte gesunken ist. In den Jahren 1910 bis 1920 betrug er 45–50 % des Nationaleinkommens und fiel am Ende der 1940er Jahre auf 30–35 %. In den Jahren von 1950 bis 1970 stabilisiert sich die Ungleichheit auf diesem Niveau. In den 1970er Jahren ist dann eine rasante gegenläufige Entwicklung zu beobachten, so dass der Anteil des oberen Dezils in den Jahren 2000 bis 2010 wieder bei 45–50 % des Nationaleinkommens liegt. Das Ausmaß dieses Umschwungs ist beeindruckend und wirft die Frage auf, bis wohin ein solcher Trend noch führen kann.

Es wird sich zeigen, dass diese spektakuläre Entwicklung weitgehend auf die beispiellose Zunahme der sehr hohen Arbeitseinkommen zurückzuführen ist und dass sie vor allem die Abkoppelung der Vergütung von Führungskräften in Großunternehmen von den übrigen Einkommen widerspiegelt. Eine mögliche Erklärung dafür wäre ein plötzlicher Anstieg des Qualifikations- und Produktivitätsniveaus der Top-Manager im Vergleich zur Masse der anderen Arbeitnehmer. Eine andere Erklärung, die mir plausibler erscheint und besser mit den ermittelten Fakten übereinstimmt, ist die, dass diese Führungskräfte ihre Vergütung in großem Umfang selbst festlegen können – wobei sie sich manchmal hemmungslos bedienen – und dass diese häufig in keinem

Die Ungleichheit der Einkommen in den USA, 1910–2010



Grafik I.1.: Der Anteil des obersten Dezils am amerikanischen Nationaleinkommen ist von 45–50 % in den Jahren 1910–1920 auf weniger als 35 % in den 1950er Jahren gesunken (es handelt sich um den von Kuznets gemessenen Rückgang); dann ist er von weniger als 35 % in den 1970er Jahren auf 45–50 % in den Jahren 2000–2010 gestiegen.

Quellen und Reihen: siehe piketty.pse.ens.fr/capital21c.

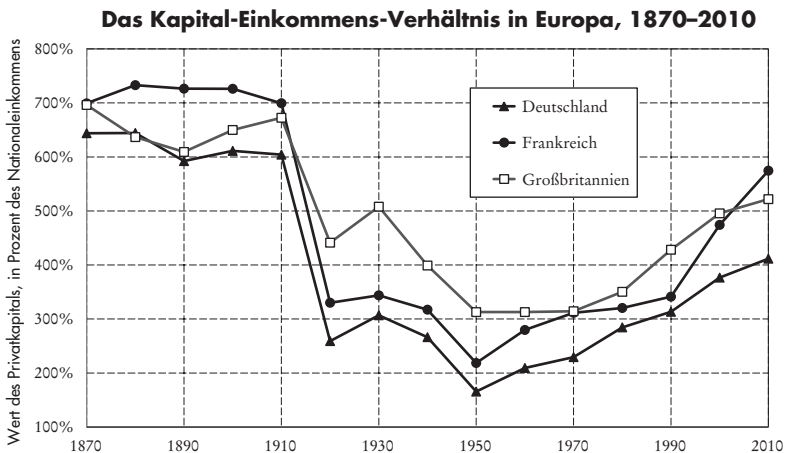
erkennbaren Verhältnis zu ihrer individuellen Produktivität steht, die im Übrigen in Großunternehmen sehr schwer zu messen ist. Diese Entwicklung findet vor allem in den Vereinigten Staaten und in geringerem Maße in Großbritannien statt, was sich mit der besonderen Geschichte der sozialen und fiskalischen Normen erklären lässt, die im letzten Jahrhundert für diese beiden Länder kennzeichnend war. In den anderen reichen Ländern (Japan, Deutschland, Frankreich und andere kontinentaleuropäische Länder) ist diese Tendenz schwächer, geht aber in die gleiche Richtung. Es wäre gewagt anzunehmen, dass dieses Phänomen überall die gleiche Dimension annimmt, wenn man es vorher nicht gründlich untersucht hat – was aufgrund der begrenzten verfügbaren Daten leider nicht so einfach ist.

Die grundlegende divergenzfördernde Kraft: $r > g$

Die zweite in Grafik I.2 dargestellte Entwicklung verweist auf einen divergenzfördernden Mechanismus, der in gewisser Weise einfacher und transparenter ist, und für die langfristige Vermögensverteilung zweifelsohne noch größere Bedeutung besitzt. Die Grafik I.2 gibt die Entwicklung des Gesamtwerts der Privatvermögen (schuldenfreie

Immobilien-, Geld- und gewerbliche Vermögen) in Großbritannien, Frankreich und Deutschland von den 1870er bis zu den 2010er Jahren in Relation zum jährlichen Nationaleinkommen an. Man erkennt zunächst, dass am Ende des 19. Jahrhunderts und in der Belle Époque in Europa geradezu eine Blütezeit der Vermögen herrscht: Der Wert der Vermögen entspricht in etwa dem Nationaleinkommen von sechs bis sieben Jahren, was beträchtlich ist. Danach kommt es zu einer starken Abnahme infolge der Schocks in den Jahren 1914 bis 1945: Das Verhältnis zwischen Kapital und Einkommen sinkt auf gerade einmal das Zwei- bis Dreifache des jährlichen Nationaleinkommens. Ab den 1950er Jahren findet eine kontinuierliche Zunahme statt, so dass die Privatvermögen zu Beginn des 21. Jahrhunderts wieder den hohen Stand zu erreichen scheinen, den sie vor dem Ersten Weltkrieg hatten: In den Jahren 2000 bis 2010 entspricht das Verhältnis zwischen Kapital und Einkommen in Großbritannien wie in Frankreich wieder dem Fünf- bis Sechsfachen des jährlichen Nationaleinkommens (den geringsten Wert erreicht es in Deutschland, wo das Ausgangsniveau allerdings niedriger war: Die Tendenz aber auch hier eindeutig).

Diese stark ausgeprägte «U-Kurve» entspricht einer entscheidenden Veränderung, auf die wir noch häufig zurückkommen werden. Es wird sich insbesondere zeigen, dass sich das in den letzten Jahrzehnten zu



Grafik I.2.: Der Gesamtwert der Privatvermögen entsprach in Europa 1910 dem Nationaleinkommen von 6–7 Jahren, 1950 von 2–3 Jahren und von 2010 von 4–6 Jahren.
Quellen und Reihen: siehe piketty.pse.ens.fr/capital21c.

beobachtende starke Anwachsen des Kapitalstocks im Verhältnis zum Nationaleinkommen weitgehend mit einem relativ langsamen Wachstum erklären lässt. In Gesellschaften mit einem schwachen Wachstum kommt den ererbten Vermögen eine unverhältnismäßig große Bedeutung zu, denn es genügt eine geringe neue Ersparnis, um das Kapital kontinuierlich und substanziell zu vergrößern.

Wenn die Kapitalrendite außerdem dauerhaft deutlich über der Wachstumsrate liegt (was nicht automatisch erfolgt, aber umso wahrscheinlicher ist, wenn die Wachstumsrate gering ist), dann besteht die große Gefahr, dass die Vermögensverteilung ungleicher wird.

Diese fundamentale Ungleichheit, die wir in die Formel $r > g$ fassen – wobei r die Kapitalrendite bezeichnet (das heißt den durchschnittlichen Kapitalertrag eines Jahres in Form von Gewinnen, Dividenden, Zinsen, Mieten und anderen Kapitaleinkommen, in Prozent des eingesetzten Kapitals) und g die Wachstumsrate (das heißt das jährliche Wachstum von Einkommen und Produktion) –, wird in diesem Buch eine große Rolle spielen. In gewisser Weise lässt sich in ihr seine Argumentation zusammenfassen.

Wenn die Kapitalrendite deutlich über der Wachstumsrate liegt – und wir werden sehen, dass das in der Geschichte, zumindest bis zum 19. Jahrhundert, fast immer der Fall war und dass es im 21. Jahrhundert höchstwahrscheinlich wieder zur Regel wird –, dann bedeutet das automatisch, dass sich die ererbten Vermögen schneller vergrößern als Produktion und Einkommen. Die Erben müssen also nur einen kleinen Teil ihrer Kapitaleinkommen sparen, damit ihr Kapital schneller wächst als die Gesamtwirtschaft. Unter diesen Bedingungen ist es nahezu unvermeidlich, dass die ererbten Vermögen eine wesentlich größere Rolle spielen als die im Laufe eines Arbeitslebens gebildeten, und dass die Kapitalkonzentration ein derart hohes Niveau erreicht, dass sie mit dem Leistungsprinzip und den Grundsätzen sozialer Gerechtigkeit, die die Basis unserer modernen demokratischen Gesellschaften bilden, potenziell nicht mehr vereinbar ist.

Diese grundlegende divergenzfördernde Kraft kann darüber hinaus durch weitere Mechanismen verstärkt werden: Wenn beispielsweise die Sparquote mit dem Vermögensniveau stark zunimmt¹ und

¹ Dieser offenkundig destabilisierende Mechanismus (je reicher man ist, desto mehr Vermögen sammelt man an) beunruhigte Kuznets, daher der Titel seines Buches von 1953: *Shares of Upper Income Groups in Income and Savings*. Aber für eine umfassende Ana-

mehr noch wenn die durchschnittliche Kapitalrendite umso höher ist, je größer das Startkapital ist (wir werden sehen, dass dies anscheinend immer mehr der Fall ist). Der unvorhersehbare und willkürliche Charakter der Kapitalerträge und der sich daraus ergebenden Formen der Reichtumsvermehrung ist ebenfalls geeignet, das Ideal der Leistungsgesellschaft in Frage zu stellen. Alle diese Effekte können durch einen Mechanismus verstärkt werden, wie ihn Ricardo in seinem «Knappheitsprinzip» beschrieben hat: Stark steigende Immobilien- oder Ölpreise etwa können die Divergenz strukturell verschärfen.

Fassen wir zusammen: Der Prozess der Akkumulation und Verteilung der Vermögen birgt starke Kräfte, die auf Divergenz oder zumindest auf eine sehr große Ungleichheit hinwirken. Es gibt auch konvergenzfördernde Kräfte, die in manchen Ländern und zu manchen Zeiten die Oberhand gewinnen können. Aber die gegenläufigen Kräfte können sich jederzeit wieder durchsetzen, wie es zu Beginn des 21. Jahrhunderts der Fall zu sein scheint und wie es der wahrscheinliche Rückgang des Bevölkerungswachstums und des Wirtschaftswachstums für die kommenden Jahrzehnte nahelegen.

Meine Schlussfolgerungen sind nicht so apokalyptisch wie jene, die sich aus dem von Marx herausgearbeiteten Prinzip der unbegrenzten Akkumulation und der permanenten Divergenz ergeben (seine Theorie basiert auf der impliziten Annahme eines langfristigen Nullwachstums der Produktivität). In dem hier präsentierten Schema ist die Divergenz nicht dauerhaft gegeben und stellt nur eine Zukunftsmöglichkeit unter anderen dar. Gleichwohl sind meine Schlussfolgerungen nicht sonderlich erfreulich. Wichtig ist vor allem, dass die fundamentale Ungleichheit $r > g$, die in unserem Erklärungsschema hauptsächlich für Divergenz verantwortlich ist, nichts mit einem unvollkommenen Markt zu tun hat, im Gegenteil: Je «perfekter» der Kapitalmarkt im Sinne der Ökonomen funktioniert, desto stärker setzt sie sich durch. Man kann sich durchaus eine Politik und entsprechende Institutionen vorstellen, die dieser unerbittlichen Logik entgegenwirken – wie etwa eine welt-

lyse fehlte es an historischer Distanz. Diese divergenzfördernde Kraft steht auch im Mittelpunkt des klassischen Buches von James Meade, *Efficiency, Equality, and the Ownership of property*, London: Allen & Unwin 1964, und des Werkes von Anthony Atkinson und Anne Harrison, *Distribution of Personal Wealth in Britain, 1923–1972*, das in gewisser Weise seine historische Weiterführung darstellt. Unsere Arbeiten knüpfen direkt an diese Autoren an.

weite progressive Kapitalsteuer. Aber deren Einführung ist mit beträchtlichen internationalen Koordinationsproblemen verbunden. Es ist leider zu befürchten, dass die Maßnahmen in der Praxis viel bescheidener und ineffektiver ausfallen werden und beispielsweise die Form nationalistischer Abschottungen annehmen.

Der geografische und historische Rahmen

In welchem räumlichen und zeitlichen Rahmen bewegt sich die vorliegende Untersuchung? Ich werde so weit wie möglich versuchen, die Dynamik der weltweiten Vermögensverteilung ab dem 18. Jahrhundert zu analysieren, und zwar innerhalb der Länder wie zwischen den Ländern. Doch in der Praxis wird mich die häufig unzureichende Datenlage oftmals zwingen, den Untersuchungsbereich zu begrenzen. Was die Verteilung von Produktion und Einkommen zwischen den Ländern betrifft, die wir im ersten Teil untersuchen, ist es ab 1700 möglich, die weltweite Entwicklung in den Blick zu nehmen (was insbesondere den Volkswirtschaftlichen Gesamtrechnungen zu verdanken ist, die von Angus Maddison zusammengestellt wurden). Wenn wir im zweiten Teil die Dynamik des Verhältnisses zwischen Kapital und Einkommen und der Verteilung der Wertschöpfung auf Kapital und Arbeit untersuchen, sind wir gezwungen, uns im Wesentlichen auf die reichen Länder zu beschränken und bei den Entwicklungs- und Schwellenländern aufgrund unzureichender Daten mit Extrapolationen zu arbeiten. Bei der Entwicklung der Ungleichheit von Einkommen und Vermögen, die im dritten Teil untersucht wird, müssen wir uns ebenfalls wegen der Quellenlage Beschränkungen auferlegen. Wir versuchen möglichst viele Entwicklungs- und Schwellenländer einzubeziehen, was dank der Daten der WTID möglich ist, die nach Möglichkeit alle fünf Kontinente zu erfassen sucht. Aber natürlich sind die langfristigen Entwicklungen in den reichen Ländern besser dokumentiert. Dieses Buch basiert somit vor allem auf der Analyse der historischen Erfahrungen der wichtigsten entwickelten Länder: der Vereinigten Staaten, Japans, Deutschlands, Frankreichs und Großbritanniens.

Der Fokus liegt dabei insbesondere auf Großbritannien und Frankreich, da die historischen Quellen für diese beiden Länder für einen sehr langen Zeitraum am vollständigsten sind. Für Großbritannien und

Frankreich gibt es zahlreiche Schätzungen des Nationalvermögens und seiner Struktur, die es ermöglichen, bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts zurückzugehen. Diese beiden Länder sind darüber hinaus die beiden wichtigsten Kolonial- und Finanzmächte im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ihrer genauen Untersuchung kommt daher für die Analyse der Dynamik der weltweiten Vermögensverteilung seit der Industriellen Revolution besondere Bedeutung zu. Sie bilden einen unumgänglichen Ausgangspunkt, um das Phänomen zu ergründen, das man häufig die «erste Globalisierung» der Finanz- und Wirtschaftsströme nennt; diese fällt in die Jahre 1870 bis 1914 und weist starke Ähnlichkeiten mit der «zweiten» Globalisierung auf, die seit den 1970er Jahren stattfindet. Es handelt sich um einen faszinierenden und durch immense Ungleichheit gekennzeichneten Zeitraum. In ihn fallen die Erfindung der Glühbirne und der Beginn der regelmäßigen transatlantischen Verkehrsverbindungen (die Titanic läuft 1912 aus), des Films und des Radios, des Autos und der internationalen Finanzanlagen. Erinnern wir uns beispielsweise daran, dass die reichen Länder erst in den Jahren 2000 bis 2010 wieder den Stand der Börsenkapitalisierung – im Verhältnis zur einheimischen Produktion und zum Nationaleinkommen – erreichten, der in Paris und London in den Jahren 1900 bis 1910 erreicht worden war. Es wird sich zeigen, dass dieser Vergleich sehr aufschlussreich für das Verständnis der heutigen Welt ist.

Manche Leser werden sich darüber wundern, dass ich der Untersuchung Frankreichs viel Raum gebe, und mich vielleicht des Nationalismus verdächtigen. Daher muss ich mich rechtfertigen. Es geht zunächst um die Quellenlage. Die Französische Revolution hat gewiss keine gerechte und ideale Gesellschaft geschaffen, aber sie hatte zumindest das Verdienst, die vorhandenen Vermögen auf einzigartige Weise zu erfassen: Die in den Jahren 1790 bis 1800 eingeführte Registrierung des Boden-, Immobilien- und Geldvermögens ist für die damalige Zeit erstaunlich modern und umfassend und erklärt, warum die auf Erbschaften bezogenen Quellen in Frankreich wahrscheinlich die ergiebigsten der Welt sind, wenn es darum geht, lange Zeiträume zu untersuchen.

Der zweite Grund ist der, dass sich an Frankreich, das als erstes den sogenannten demografischen Übergang erlebte, gut ablesen lässt, was die gesamte Welt erwartet. Die französische Bevölkerung ist zwar im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte gewachsen, dies jedoch relativ

langsam. Zur Zeit der Revolution hatte Frankreich fast 30 Millionen Einwohner und zu Beginn der 2010er Jahre etwas mehr als 60 Millionen. Es handelt sich um dasselbe Land, um dieselben Größenordnungen. Im Vergleich dazu zählten die Vereinigten Staaten von Amerika zur Zeit der Unabhängigkeitserklärung knapp 3 Millionen Einwohner. Um 1900 erreichten sie 100 Millionen und lagen zu Beginn der 2010er Jahre bei über 300 Millionen. Wenn ein Land von 3 Millionen auf 300 Millionen Einwohner wächst (ganz zu schweigen von der radikalen territorialen Veränderung im Zuge der Expansion nach Westen im 19. Jahrhundert) handelt es sich nicht mehr um dasselbe Land.

Wir werden sehen, dass Dynamik und Struktur der Ungleichheit in einem Land, in dem die Bevölkerung um das Hundertfache gewachsen ist, und in einem Land, in dem sie sich gerade einmal verdoppelt hat, sehr unterschiedlich sind. Insbesondere die Bedeutung von Erbschaften ist im ersteren wesentlich geringer als im letzteren. Das sehr starke Bevölkerungswachstum in der Neuen Welt sorgt dafür, dass die Bedeutung von ererbten Vermögen in den Vereinigten Staaten immer geringer war als in Europa, und erklärt, warum die Ungleichheit in den USA – so wie die dort vorherrschenden Vorstellungen über Ungleichheit und soziale Klassen – eine ganz spezifische Struktur hat. Das impliziert jedoch auch, dass der Fall Amerika nicht übertragbar ist (es ist wenig wahrscheinlich, dass die Weltbevölkerung in den nächsten zwei Jahrhunderten um das Hundertfache wächst) und dass der Fall Frankreich für die Zukunft repräsentativer und relevanter ist. Ich bin davon überzeugt, dass die genaue Analyse Frankreichs und der unterschiedlichen historischen Entwicklungen der entwickelten Länder – Europas, Japans, Nordamerikas und Ozeaniens – sehr aufschlussreich für die künftige weltweite Dynamik ist, und zwar auch in Schwellenländern wie China, Brasilien oder Indien, die eines Tages ebenfalls eine Verlangsamung des Bevölkerungswachstums – sie findet bereits statt – und des Wirtschaftswachstums erleben werden.

Und schließlich ist an Frankreich interessant, dass die Französische Revolution – eine «bürgerliche» Revolution im wahrsten Sinne des Wortes – sehr bald die rechtliche Gleichstellung aller Marktteilnehmer einführt, deren Auswirkungen auf die Dynamik der Vermögensverteilung einen ergiebigen Untersuchungsbereich darstellen. Die Englische Revolution von 1688 hat zwar den modernen Parlamentarismus eingeführt, aber sie hat eine Königsdynastie und bis zu den 1920er Jahren das

Erstgeburtsrecht auf dem Land bestehen lassen. Die politischen Privilegien des Erbadels existieren bis heute (noch in den 2010er Jahren wird über die Neudefinition der Peerswürde und die Reform des Oberhauses diskutiert, was objektiv eine lange Zeit ist). Die Amerikanische Revolution von 1776 hat zwar das republikanische Prinzip eingeführt, aber sie hat fast hundert Jahre die Sklaverei und fast zweihundert Jahre die legale rassische Diskriminierung geduldet; die soziale Frage in den Vereinigten Staaten ist noch heute von der Rassenfrage überlagert. Die Französische Revolution von 1789 ist in gewisser Weise ambitionierter: Sie schafft alle rechtlichen Privilegien ab und strebt eine politische und gesellschaftliche Ordnung an, die auf der Gleichheit von Rechten und Chancen basiert. Der Code Civil garantiert die absolute Gleichheit in Bezug auf Eigentumsrechte und Vertragsfreiheit (zumindest für die Männer). Ende des 19. Jahrhunderts und in der Belle Époque benutzten konservative französische Ökonomen – wie Paul Leroy-Beaulieu – häufig dieses Argument, um darauf hinzuweisen, dass das republikanische Frankreich, Land der «Kleineigentümer», das dank der Revolution egalitär geworden sei, im Gegensatz zum monarchischen und aristokratischen Britannien keiner räuberischen progressiven Einkommensteuer oder Erbschaftssteuer bedürfe. Unsere Daten zeigen indes, dass die Vermögenskonzentration in Frankreich damals fast ebenso extrem war wie in Britannien, was verdeutlicht, dass die rechtliche Gleichstellung der Marktteilnehmer nicht genügt, um eine allgemeine rechtliche Gleichstellung herzustellen. Auch dieser Sachverhalt ist relevant für die Analyse der heutigen Welt, in der viele Beobachter – wie Leroy-Beaulieu vor etwas mehr als hundert Jahren – meinen, es reiche aus, Eigentumsrechte immer besser zu garantieren, Märkte immer mehr zu liberalisieren und einen immer vollkommeneren Wettbewerb herzustellen, um zu einer gerechten, wohlhabenden und harmonischen Gesellschaft zu gelangen. Leider ist diese Aufgabe komplexer.

Der theoretische und begriffliche Rahmen

Bevor wir unsere Ausführungen fortsetzen, sollte etwas mehr über den theoretischen und begrifflichen Rahmen, in dem sich diese Untersuchung bewegt, sowie über meine intellektuelle Entwicklung, die mich zu diesem Werk geführt hat, gesagt werden.

Ich gehöre zu einer Generation, die 1989, in dem Jahr, als sich die Französische Revolution zum zweihundertsten Mal jährte, aber auch und vor allem als die Berliner Mauer fiel, 18 Jahre alt war. Ich gehöre zu dieser Generation, die erwachsen wurde, als sie im Radio vom Zusammenbruch der kommunistischen Diktaturen hörte und die nicht das Geringste für diese Regime und das Sowjetsystem übrighatte oder ihnen nachtrauerte. Ich bin immun gegen die herkömmlichen und wohlfeilen antikapitalistischen Diskurse, die zuweilen dieses gewaltige historische Scheitern ignorieren und sich nicht die intellektuelle Mühe geben, diese Diskurse zu überwinden. Es liegt mir nichts daran, die Ungleichheit oder den Kapitalismus als solchen zu kritisieren – zumal die soziale Ungleichheit an sich kein Problem darstellt, wenn sie auch nur im Geringsten gerechtfertigt ist, das heißt «im allgemeinen Nutzen begründet» ist, so wie es im Artikel 1 der Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789 heißt (diese Definition von sozialer Gerechtigkeit ist ungenau, aber bestechend und in der Geschichte verankert: Übernehmen wir sie vorerst; wir werden darauf zurückkommen). Ich möchte vielmehr einen bescheidenen Beitrag zur Bestimmung der sozialen Organisationsformen, Institutionen und Politiken leisten, die am besten geeignet sind, eine gut funktionierende gerechte Gesellschaft zu schaffen, und zwar im Rahmen eines Rechtsstaats, dessen Regeln bekannt sind, für alle gelten und demokratisch diskutiert werden können.

Erwähnt sei auch, dass ich mit 22 Jahren meinen amerikanischen Traum verwirklichte, indem ich nach meiner Promotion eine Stelle an einer Universität in Boston antrat. Diese Erfahrung war in mehr als einer Hinsicht wichtig. Ich war zum ersten Mal in den Vereinigten Staaten, und was ich dort erlebte, war erfreulich. Dieses Land versteht es, mit Migranten gut umzugehen – soweit sie erwünscht sind! Gleichzeitig wurde mir sofort klar, dass ich sehr schnell wieder nach Frankreich und nach Europa zurück wollte, was ich mit 25 Jahren dann auch tat. Seitdem habe ich Paris nur gelegentlich und für kurze Zeit verlassen. Ein wichtiger Grund für diese Entscheidung ist nicht ohne Bedeutung für dieses Projekt: Ich war von den amerikanischen Ökonomen nicht sehr überzeugt. Alle waren sehr intelligent, keine Frage, und ich habe mir aus diesen Kreisen etliche Freunde bewahrt, aber eines war merkwürdig: Ich wusste, dass ich von den ökonomischen Problemen der Welt keine Ahnung hatte (meine Dissertation bestand

aus einigen relativ abstrakten mathematischen Theoremen), und dennoch war ich in der Zunft beliebt. Mir wurde schnell klar, dass seit der Zeit von Kuznets kein Versuch unternommen worden war, systematisch historische Daten zur Dynamik der Ungleichheit zu sammeln (was ich nach meiner Rückkehr nach Frankreich in Angriff nahm). Trotzdem präsentierte die Zunft ständig rein theoretische Ergebnisse, ohne auch nur zu wissen, welche Fakten erklärungsbedürftig waren, und von mir wurde das Gleiche erwartet.

Sagen wir es klipp und klar: Die wirtschaftswissenschaftliche Disziplin hat ihre kindliche Vorliebe für die Mathematik und für rein theoretische und oftmals sehr ideologische Spekulationen nicht abgelegt, was zu Lasten der historischen Forschung und der Kooperation mit den anderen Sozialwissenschaften geht. Allzu häufig befassen sich die Ökonomen in erster Linie mit kleinen mathematischen Problemen, an denen nur sie selbst interessiert sind, was es ihnen erlaubt, sich ohne großen Aufwand das Etikett von Wissenschaftlichkeit anzuheften und sich den viel komplizierteren Fragen zu entziehen, die die Welt um sie herum aufwirft. Als Ökonom an einer französischen Universität zu lehren, hat einen großen Vorteil: Die Ökonomen sind in intellektuellen und universitären Kreisen wenig angesehen, was auch für die politischen Eliten und die Finanzeliten gilt. Das zwingt sie, ihre Verachtung für die anderen Disziplinen und ihren absurden Anspruch auf wissenschaftliche Überlegenheit aufzugeben, den sie vor sich hertragen, obgleich sie doch im Grunde so gut wie gar nichts wissen. Das macht übrigens den Charme der Disziplin und der Sozialwissenschaften generell aus: Man beginnt bei einem niedrigen, mitunter sogar einem sehr niedrigen Niveau und kann folglich hoffen, große Fortschritte zu machen. In Frankreich sind die Ökonomen meiner Ansicht nach ein bisschen motivierter als in den Vereinigten Staaten, ihre Kollegen aus den Geschichtswissenschaften und der Soziologie sowie die Außenwelt davon zu überzeugen, dass sie etwas Interessantes tun (was sich ja nicht von selbst versteht). Als ich in Boston lehrte, war mein Traum, an die *École des Hautes Études en Sciences Sociales* zu gehen, die sich mit den großen Namen Lucien Febvre, Fernand Braudel, Claude Lévi-Strauss, Pierre Bourdieu, Françoise Héritier, Maurice Godelier und vielen anderen schmücken kann. Kann ich das gestehen, ohne den Anschein zu erwecken, dass ich einen allzu enthusiastischen Bezug zu den Sozialwissenschaften haben könnte? Ich

bewundere diese Wissenschaftler zweifellos mehr als Robert Solow oder sogar Simon Kuznets – auch wenn ich es bedauere, dass ein großer Teil der Sozialwissenschaften an der Verteilung von Vermögen und an den sozialen Klassen weitgehend das Interesse verloren hat, während die Fragen von Einkommen, Löhnen, Preisen und Vermögen in den Forschungsprogrammen der Historiker und Soziologen bis zu den 1970er Jahren einen wichtigen Platz einnahmen. Ich sähe es gerne, wenn die Spezialisten und Amateure aller Sozialwissenschaften die in diesem Buch dargelegten Untersuchungen interessant fänden – angefangen bei denen, die behaupten «nichts von Ökonomie zu verstehen», aber häufig sehr dezidierte Meinungen über die Ungleichheit von Einkommen und Vermögen haben, was ganz natürlich ist.

Die Wirtschaftswissenschaften hätten sich nie von den anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen trennen sollen; sie können sich nur in deren Rahmen entwickeln. Wir verfügen über zu wenige sozialwissenschaftliche Kenntnisse, um uns so töricht abzukoppeln. Um bei Themen wie der historischen Dynamik der Vermögensverteilung und der Struktur der sozialen Klassen voranzukommen, muss man pragmatisch vorgehen und Methoden und Ansätze anwenden, mit denen auch die Historiker, Soziologen und Politikwissenschaftler arbeiten. Es gilt von grundlegenden Fragen auszugehen und darauf Antworten zu suchen: Das kleinliche Gerangel um disziplinären Einfluss muss demgegenüber zurückstehen. Dieses Buch ist meiner Ansicht nach sowohl ein historisches als auch ein ökonomisches Buch.

Wie ich weiter oben ausgeführt habe, bestand meine Arbeit in erster Linie darin, Quellen zu sammeln und Fakten und statistische Reihen bezüglich der Einkommens- und Vermögensverteilung zu erstellen. Im Fortgang dieses Buches ziehe ich manchmal die Theorie sowie abstrakte Modelle und Begriffe heran, aber ich versuche, dies sparsam zu tun, das heißt nur in dem Maße, in dem die Theorie ein besseres Verständnis der untersuchten Entwicklungen ermöglicht. Die Begriffe Einkommen und Kapital, Wachstumsrate und Rendite sind abstrakte Begriffe, theoretische Konstruktionen und keine mathematischen Gewissheiten. Gleichwohl werde ich zu zeigen versuchen, dass sie eine bessere Analyse der historischen Realitäten ermöglichen, wenn man einen kritischen und wachen Blick auf die Genauigkeit hat, mit der sie sich messen lassen, wobei es nur um Annäherungswerte gehen kann. Ich werde auch einige Gleichungen

verwenden, wie beispielsweise das Gesetz $\alpha = r \times \beta$ (wonach der Anteil des Kapitals am Nationaleinkommen gleich dem Produkt aus Kapitalrendite und dem Kapital-Einkommens-Verhältnis ist) oder die Gleichung $\beta = s/g$ (wonach das Kapital-Einkommens-Verhältnis langfristig gleich dem Verhältnis zwischen Sparquote und Wachstumsrate ist). Ich bitte den Leser, der mit Mathematik nichts im Sinn hat, das Buch nicht sofort zuzuklappen: Es handelt sich um elementare Gleichungen, die sich einfach erklären lassen und deren Verständnis kein besonderes Fachwissen erfordert. Vor allem werde ich zu zeigen versuchen, dass dieser minimale theoretische Rahmen zum besseren Verständnis der historischen Entwicklungen beiträgt, die für jeden wichtig sind.

Aufbau des Buches

Dieses Buch besteht aus vier Teilen und sechzehn Kapiteln. Der erste Teil mit der Überschrift «Einkommen und Kapital», der zwei Kapitel umfasst, führt jene Grundbegriffe ein, die im Buch häufig vorkommen. Insbesondere in Kapitel 1 werden die Begriffe Nationaleinkommen, Kapital und das Kapital-Einkommens-Verhältnis dargestellt und dann die großen Entwicklungslinien der weltweiten Verteilung von Einkommen und Produktion beschrieben. Kapitel 2 wirft einen genaueren Blick auf die Entwicklung des Bevölkerungswachstums und der Produktion seit der Industriellen Revolution. In diesem ersten Teil wird nichts wirklich Neues dargestellt, und der Leser, dem diese Begriffe vertraut sind und der die Geschichte des weltweiten Wachstums seit dem 18. Jahrhundert kennt, kann direkt zum zweiten Teil übergehen.

Dieser zweite Teil mit der Überschrift «Die Dynamik des Kapital-Einkommen-Verhältnisses» besteht aus vier Kapiteln. In ihm wird die Art und Weise analysiert, wie sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts die langfristige Entwicklung des Verhältnisses von Kapital und Einkommen sowie die Verteilung des Nationaleinkommens auf Arbeitseinkommen und Kapitaleinkünfte darstellt. Kapitel 3 beschreibt zunächst die Metamorphosen des Kapitals seit dem 18. Jahrhundert, beginnend mit Großbritannien und Frankreich, über deren langfristige Entwicklung besonders viel bekannt ist. Kapitel 4 befasst sich mit

Deutschland und Amerika. In den Kapiteln 5 und 6 werden diese Analysen auf die ganze Welt ausgedehnt, so weit die Quellen dies erlauben, und es wird versucht, aus diesen historischen Erfahrungen Lehren zu ziehen, um die mögliche Entwicklung des Verhältnisses von Kapital und Einkommen und des Verhältnisses von Kapital und Arbeit in den kommenden Jahrzehnten zu analysieren.

Der dritte Teil mit der Überschrift «Die Struktur der Ungleichheit» besteht aus sechs Kapiteln. Kapitel 7 macht den Leser mit den Größenordnungen bekannt, die die Ungleichverteilung der Arbeitseinkommen einerseits und des Kapitalbesitzes und der daraus erzielten Einkünfte andererseits in der Praxis erreicht. Kapitel 8 analysiert die historische Dynamik dieser Ungleichheit, wobei zunächst Frankreich und die Vereinigten Staaten verglichen werden. Die Kapitel 9 und 10 weiten diese Analysen auf alle Länder aus, von denen wir über historische Daten (insbesondere im Rahmen der WTID) verfügen; dabei werden die Ungleichheit im Zusammenhang mit Arbeit und die Ungleichheit in Bezug auf das Kapital gesondert untersucht. In Kapitel 11 wird die langfristige Entwicklung der Bedeutung von Erbschaften untersucht. Kapitel 12 analysiert schließlich die perspektivische Entwicklung der weltweiten Vermögensverteilung in den ersten Jahrzehnten des 21. Jahrhunderts.

Der vierte und letzte Teil mit der Überschrift «Regulierung des Kapitals im 21. Jahrhundert» besteht aus vier Kapiteln. In ihm sollen politische und normative Lehren aus den vorausgehenden Teilen gezogen werden; es geht vor allem darum, die Fakten zu ermitteln und die Gründe für die dargestellten Entwicklungen zu verstehen. In Kapitel 13 wird versucht, die Umrisse eines dem 21. Jahrhundert entsprechenden Sozialstaats zu zeichnen. In Kapitel 14 wird vorgeschlagen, die progressive Einkommensteuer im Licht der früheren Erfahrungen und der neueren Tendenzen zu überdenken. In Kapitel 15 wird dargestellt, wie eine progressive Kapitalsteuer aussehen könnte, die dem auf Vermögen und Erbschaften basierenden Kapitalismus des 21. Jahrhunderts entspricht. Außerdem wird dieses ideale Instrument mit anderen möglichen Regulierungsformen verglichen: eine europäische Vermögenssteuer, eine Kapitalkontrolle à la China, Zuwanderung à la USA oder allgemeine Rückkehr zum Protektionismus. Kapitel 16 behandelt die heikle Frage der öffentlichen Verschuldung und die damit verbundene Frage der optimalen Akkumulation des öffentlichen Kapitals im Kontext einer möglichen Verschlechterung der natürlichen Ressourcen.

Noch eine Bemerkung: 1913 wäre es gewagt gewesen, ein Buch mit dem Titel «Das Kapital im 20. Jahrhundert» zu veröffentlichen. Der Leser möge mir also verzeihen, dass ich 2013 ein Buch mit dem Titel «Das Kapital im 21. Jahrhundert» veröffentliche. Mir ist bewusst, dass ich nicht vorherzusagen vermag, welche Form das Kapital im Jahr 2063 oder 2113 annehmen wird. Wie bereits gesagt, ist die Geschichte der Einkommen und Vermögen immer eine politische, chaotische und unvorhersehbare Geschichte. Sie hängt davon ab, welche Vorstellungen die verschiedenen Gesellschaften von Ungleichheit haben, welche Politik sie verfolgen und welche Institutionen sie sich geben, um sie zu formen und zu verändern – in die eine oder in die andere Richtung. Niemand kann wissen, welche Weichenstellungen es in den kommenden Jahrzehnten geben wird. Dennoch sind die Lehren der Geschichte nützlich, weil sie ein wenig deutlicher machen, welche Entscheidungen in diesem Jahrhundert anstehen und welche Dynamik am Werk ist. Das ist im Grunde genommen das einzige Ziel dieses Buches, dessen Titel eigentlich hätte lauten müssen «Das Kapital zu Beginn des 21. Jahrhunderts»: Es stellt den Versuch dar, aus den Erfahrungen der vergangenen Jahrhunderte einige bescheidene Schlussfolgerungen für die Zukunft zu ziehen, ohne sich allzu große Illusionen über ihre tatsächliche Nützlichkeit zu machen, da die Geschichte stets ihre eigenen Wege geht.